

**Zeitschrift:** Museum Helveticum : schweizerische Zeitschrift für klassische Altertumswissenschaft = Revue suisse pour l'étude de l'antiquité classique = Rivista svizzera di filologia classica

**Herausgeber:** Schweizerische Vereinigung für Altertumswissenschaft

**Band:** 69 (2012)

**Heft:** 2

**Buchbesprechung:** Buchbesprechungen = Comptes rendus

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 17.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Buchbesprechungen – Comptes rendus

*Franco Ferrari: Sappho's Gift. The Poet and Her Community.* Translated by Benjamin Acosta-Hughes and Lucia Prauscello. Michigan Classical Press, Ann Arbor 2010. v–xiii, 1–226 S.

Nur drei Jahre nach dem Erscheinen von Franco Ferraris (F.F.) *Una mitra per Kleis: Saffo e il suo pubblico* im Jahr 2007 legen Benjamin Acosta-Hughes (B.A.H.) und Laura Prauscello (L.P.) die um einige von F.F. beigebrachte *Bibliographica* bereicherte (S. 211) und von kleineren *errata* befreite englische Übersetzung vor. Das Buch liest sich gut und flüssig – ein Verdienst sowohl F.F.s als auch B.A.H.s und L.P.s. L.P. war darüber hinaus bereits an der Entstehung der italienischen Originalfassung beteiligt (S. vi).

Dieses Buch ist reichhaltig. F.F. unternimmt eine Reise durch sämtliche Texte der Sappho, auch die erst unlängst zum Vorschein gekommenen (Kap. XV ist grösstenteils dem «Old Age Poem» gewidmet, das sich mit dem 2004 publizierten Kölner Papyrus restituieren lässt). In 15 Kapiteln nähert er sich aus immer neuen Perspektiven, mit *close readings* einzelner Fragmente und unter Einbeziehung der über das antike Schrifttum verstreuten Evidenz (und manchmal auch Pseudo-Evidenz) dem ewig-lockenden «Phänomen Sappho». Nach eigener Aussage gleich zu Beginn ist das Ziel dieser Reise «to capture the political, anthropological, and discursive realms in which these songs were conceived and composed», wobei besonderes Augenmerk auf der Frage nach dem Publikum liege, zu dem Sappho entweder direkt oder durch den von ihr instruierten Chor junger Mädchen gesprochen habe (S. v.). F.F. versucht also die Entstehung der Texte ebenso zu greifen wie ihre Aufführung und unmittelbare Rezeption. In seine extensive Quellenarbeit bezieht F.F. auch ikonographische Darstellungen der Sappho mit ein (Kap. VIII; mit fünf qualitätsvollen Schwarz-Weiss-Abbildungen). Bemerkenswert ist nicht nur die Materialfülle, sondern auch die Art und Weise, mit der F.F. die bisweilen komplexe Textgeschichte knapp und verständlich aufzubereiten vermag. Mit seiner hohen Bereitschaft, sämtliche ihm zur Verfügung stehenden Texte und Quellen beim Wort zu nehmen, sowie seinem biografischen und psychopathologischen Zugang wird F.F. mit Sicherheit nicht nur Zuspruch erfahren; andererseits gelingt es ihm gerade dadurch, eine Sappho mit Hand und Fuss (und einer bipolaren Störung, S. 179) zu zeichnen.

Weniger fassbar ist indessen die bisweilen etwas zufällig wirkende Anordnung der Kapitel («Song of the Headband», «Exile», «Sappho's School», «Tales of Abandonment», «The Rendering of Accounts», «Contrasts», «Gorgo», «Iconography», «Nocturnal Celebrations», «Nuptial Songs», «Contexts», «The Grove and the Temple», «To Aphrodite», «„Pathography“ 1: Panic», «„Pathography“ 2: Old Age»), eine Synthese zum Schluss wäre wünschenswert gewesen. Zwei Indices, *verborum* und *locorum*, beschliessen den Band, der für Studierende instruktiv ist und Spezialisten Anlass im wahrssten Sinne zu denken geben wird.

Rebecca Lämmle

*Sophocles: Ajax.* Edited by P.J. Finglass. Cambridge Classical Texts and Commentaries, 48. Cambridge University Press, Cambridge 2011.

Finglass' (F.) zweiter Sophokles-Kommentar nach der *Elektra* (2007) zeigt dieselben Vorzüge wie der Vorgängerband: ein moderner Text mit ausführlichem Apparat, der viele Konjekturen ihren wahren Urhebern zurückgibt, umfangreiche Berücksichtigung der älteren sowie der neueren und neuesten Literatur und verlässliche Erläuterungen zu den einzelnen Abschnitten. Von Lloyd-Jones/Wilsons *OCT* und Dawes *Teubneriana* weicht F. (ungefähr in gleicher Masse) an zahlreichen Stellen ab, die im Kommentar begründet werden. Eigene Emendationen bringt F. dagegen zurückhaltend an, zumeist die Orthographie betreffend.

Einige Unterschiede zur *Elektra* seien benannt: 1. Die Einleitung zu generellen Problemen ist bedeutend ausführlicher. Wichtig ist dabei vor allem die Diskussion der Szenerie, in der F. die Ansicht verteidigt, dass vor dem dritten Epeisodion ein Wechsel stattfindet. 2. Abgesehen von der Besprechung ganzer Szenen oder längerer Abschnitte erfassen die Lemmata jeweils ganze Sätze. Dies

vermeidet die Fragmentierung von Information und hilft, Prioritäten zu setzen und argumentative Linien zu ziehen, wo syntaktische Einheiten als ganze gedeutet werden. Der griechische Text wird so im Kommentarteil nochmals Satz für Satz komplett abgedruckt, was nicht sehr ökonomisch wirkt, jedoch eindeutig die Benutzung erleichtert. 3. Die jedem Lemma beigegebene Übersetzung verdeutlicht die Interpretation, womit F. an ältere Traditionen anknüpft (bei Sophokles v.a. Paley und Jebb).

F. liefert Forschenden (als primärer Leserschaft) ein verlässliches und künftig unentbehrliches Hilfsmittel für das Studium von Sophokles' *Ajax* – und der Autor zeigt keine Anzeichen erlahmender Produktivität: *Oedipus Rex* soll bereits in Bearbeitung sein. Schöne Aussichten also für die Sophoklesforschung.

Gunther Martin

*Victoria Jennings/Andrea Katsaros (Hgg.): The World of Ion of Chios.* Mnemosyne Supplements 288.

Monographs on Greek and Roman Language and Literature. Brill, Leiden/Boston 2007. 449 S. Es ist zuzugeben, dass die Veröffentlichung eines *companion*-ähnlichen Sammelbandes zu einem fragmentarisch überlieferten und daher in der griechischen Literaturgeschichte nahezu als marginal bewerteten Dichter wie Ion aus Chios ein seltes Ereignis darstellt, besonders in einer Zeit, in der autorenzentrierte *companions* Konjunktur haben. Die in den antiken Quellen einstimmig tradierte aussergewöhnliche Produktivität des Ion entspricht allerdings nicht seinem Schicksal der knappen Einträge in modernen Nachschlagwerken, zumal er zu jenen (vorwiegend dramatischen) Dichtern zählt, deren Werk von der Textüberlieferung nicht begünstigt wurden. Umso grösser ist das Verdienst der Herausgeber, die es geschafft haben, einen ‹Insulaner› aus der griechischen Klassik, dessen intellektuelle Kontakte zu Athen mehrfach bezeugt sind, ins Zentrum der klassisch-philologischen Forschung zu rücken, indem sie sein Werk unter verschiedenen Blickwinkeln und mit ausgefeilten methodischen Ansätzen analysieren. Primäre Ausgangspunkte, die dieses kollektive Unternehmen überhaupt ermöglicht haben, sind die monumentale Ausgabe von A. von Blumenthal (*Ion von Chios: Die Reste seiner Werke*, Stuttgart 1933) wie auch die aktuelle, vollständig revidierte Edition von L. Leurini (*Ionis Chii Testimonia et Fragmenta*, Amsterdam 1992).

In der ansonsten sehr informativen Einleitung (1–14), in der man einen Vorgeschmack der schön abgerundeten Thematik des Sammelbandes bekommt, verzichten die Herausgeber V. Jennings und A. Katsaros darauf, einen aktuellen Bericht über den Forschungsstand der Ion-Studien zu gewähren, stattdessen lassen sie diesbezüglich die Beiträge selbst zur Sprache kommen. Die Anordnung der Beiträge verteilt sich gleichmässig auf insgesamt fünf Sektionen, welche der einmaligen Diversität der etwas mehr als 150 überlieferten Fragmente gerecht zu werden versuchen. Die erste Sektion umfasst Texte von J. Henderson, G. Olding and N. Haviaras, die sich mit Fragen der Kanonisierung und Rezeption des Werkes von Ion («Survival», 15–72) kritisch auseinandersetzen. Die Kapitel von C. Pelling, A. Geddes, G. Olding und A. Blanshard, welche die Sektion «Ion *Sungrapheos*» (73–175) ausmachen, drehen sich bezeichnenderweise um Ions Tätigkeit als Prosa-Autor, die vor allem in dem Sammelwerk Επιδημίαι und der Gründungserzählung Χιον κτίσις ihren Ausdruck findet. Drei weitere Beiträge von T. Power, M. Clarke und A. Katsaros beleuchten die poetische Seite des Ion («Ion the Poet», 177–240) und ergänzen in dieser Hinsicht die nachfolgende Gruppe von Beiträgen, in denen A. Stevens, J. Maitland und P. Easterling Ions Identität als Tragiker dokumentieren («Ion the Tragedian», 241–292). Anhand von Texten wie der pythagoreisch ausgerichteten Abhandlung Τριαγμός und des Hymnos Καιρός wie auch von Fragmenten, die Ions Verhältnis zu Sokrates bezeugen, sind H. Baltussen, V. Jennings und R. Fletcher entsprechend darauf bedacht, Ion philosophisch zu kontextualisieren («Ion the Philosopher?», 293–346). Im Folgenden konzentriere ich mich auf die m.E. ansprechendsten Beiträge aus diesen fünf Sektionen, deren Erkenntnisse ich kurz diskutieren möchte.

Im allerersten Kapitel «The Hocus of a Hedgehog: Ion's Versatility» (17–44) geht John Henderson auf eine grundlegende Frage ein, die zwischen Rezeption und Literaturgeschichte schwankt: Wie sind wir überhaupt dazu gekommen, von der topischen Vielfalt von Ions Werk zu sprechen? Bereits seit hellenistischer Zeit ist Ion ein literaturgeschichtlicher Platz in der Form eines Enzyklopädie-Eintrages zugeteilt. Blickt man auf die Entwicklung der *OCD*-Einträge in seinen verschiedenen Fassungen, so lässt sich laut H. folgern, dass die zur Verfügung stehenden bio- und ergographischen Daten von einer überschaubaren Kontinuität charakterisiert sind. Aus einem Vergleich dieses Mate-

rials mit antiken lexikographischen Lemmata zu Ion ergibt sich, dass die Gesamtheit aller späteren Informationen über Ions Leben und Werk auf das Format der kallimacheischen *Pinakes* zurückzuführen sei. Denn die exemplifizierende Funktion, die Ion im 13. Iambos für Kallimachos hat, wirkt entscheidend auf das Nachleben des Dichters aus Chios, indem der Kyrenäer Ions Ruhm als schöpferisches *<cross-generic>* Multitalent verewigte.

Ions bekanntes und gefeiertes Profil als dramatischer Dichter wird im Essay «Looking for Omphale» (282–292) thematisiert, in dem Pat Easterling das Satyrspiel *Omphale* ins Auge fasst. Ihr Beitrag ist ein Vorbild philologischer Prägnanz und hermeneutischer Vernunft, insofern als sie potentiell einschlägige Informationen zu extrahieren sucht, die entweder in der mythologischen Tradition verortet sind oder sich aus Stücken von Ions Zeitgenossen erschliessen lassen. Dementsprechend wirft sie die Möglichkeit auf, dass die bei Diodor und Apollodor tradierte Tötung des Syleus und das Einfangen der Kekropen durch Herakles einen Platz in Ions Satyrspiel hatten. Weiterhin könnte die Geschichte von der Brutalität des Syleus dem Motiv der Versklavung in der *Omphale* Pate gestanden haben. Wenngleich die überlieferten Bruchstücke allzu spärlich sind, um die Handlung vollständig zu skizzieren, vermag E. doch Fortschritte zu erzielen, indem sie mit grösster Umsicht die bereits bekannten handelnden Charaktere in den Fragmenten identifiziert: (a) Hermes' Rolle im Prolog sei zentral; (b) Omphale möge der typischen Satyrspielfigur der «Menschenfresserin» nachempfunden sein und als solche beauftrage sie Herakles mit irgendeiner Mission, die sich aber schliesslich in ein lang anhaltendes Fest wandele; (c) über Herakles' Schwäche für Esseextravaganzen hinaus könne eine Ankleide- (aber eben keine Umkleide-)Szene anlässlich eines lydischen Mahls stattgefunden haben; (d) nehme man an, der Satyrrchor stelle anfangs eine von auswärts importierte Sklavengruppe, aber dann Omphales Gefolge dar, so sei eher mit einer für die Gattung charakteristischen Inversion zu rechnen, wonach der Chor ins dionysische Terrain rehabilitiert werden müsse. Im Zuge intertextueller Inferenzen stützt sich E. auf eine dreifache Bezugnahme auf die Versklavung des Herakles durch Omphale in den *Trachinierinnen* des Sophokles, um nachzuweisen, dass Letzterer Ions *Eurytiden* und *Omphale* evoziert, und nicht umgekehrt (vgl. Maitlands Beitrag, 266–281).

Timothy Powers Beitrag «Ion of Chios and the Politics of Polychordia» (179–205) nimmt das Verhältnis zwischen Politik und Musikkultur in den Blick und zeichnet sich dabei durch energische Argumentation und profunde Einsicht aus. Der Musiktheoretiker Kleonides überliefert in seiner *Einleitung in die Harmonik* ein Fragment, in dem es um die Überlegenheit der elfsaitigen Leier im Bereich der Harmonik und Melodik geht, deren Entdeckung Ion zugeschrieben wird. Laut P. seien diese Verse als Beispiel sympotischer Elegie ins ästhetik- und kulturspezifische Milieu des griechischen Symposions einzubetten, in dem derartige Kodierungen «metamusikalischer Performanz von sozialpolitischer Subjektivität» (S. 182) zu Hause sind: Ion wolle durch sein besonderes Instrument eine alternative Saitenkultur zur Erlangung von Prestige im Symposium erzeugen. Seine Beziehungen zur aristokratischen Elite, die eindeutig konservativ eingestellt war, lässt sich aber mit der musischen Innovation der elfsaitigen Leier kaum in Zusammenhang bringen. Denn das Ideal der «Poly-Chordia», das eher politische Konnotationen radikaler Demokratie trägt, war in Elitekreisen heftig kritisiert. Immerhin plädiert P. dafür, dass die Bejahung dieser musischen Erneuerung durch Ion als ästhetische Selbstinszenierung zu werten sei, die im Grunde darauf ziele, den politischen Diskurs der Eliten wieder dynamischer zu machen und sich gegen die Banalisierung der Symposionskultur zu stellen. P. These beruht auf durchdachten Argumenten, die Ion einen ideologisch aufgeladenen Ästhetizismuskurs zurechnen, welcher durch eine Rhetorik der Eingeschlossenheit und bewertende Aussagen über die Qualität der Kunst bzw. der Muse gekennzeichnet ist.

Ion war jedoch weit entfernt davon, bloss ein Dichter zu sein. In dem Aufsatz «Ion's *Epidemiae* and Plutarch's Ion» (75–109) befasst sich C. Pelling mit der Gattung der *Epidemiae* Ions und deren Verhältnis zu den biographischen Schriften Plutarchs. Die Frage nach der Gattungszuordnung dieser Schrift Ions ist nicht leicht zu beantworten, da im Gegensatz zu der Gattung der Memoiren die Ich-Perspektive auffälligerweise fehlt und stattdessen die Begegnungen des Ion mit prominenten Personen im Mittelpunkt der Schrift zu stehen scheinen. Vorgeschriebene Erwartungen gibt es kaum im Gattungsbereich, in dem sich die *Epidemiae* bewegen, sondern diese liegen laut P. an der Schnittstelle zwischen Biographie und Geschichte. In dieser Hinsicht bekunden sie ihre Verwandtschaft

mit Plutarchs *Kimon* und *Perikles*, in denen Ion am meisten zitiert wird. Im ersten Text lässt die Erwähnung von Namen und Herkunftsland die persönliche Meinung eines Aussenseiters über Kimon eindringen. Hingegen führt Plutarch im zweiten Text Ion explizit als Dichter an, um seinen unsteten Geist zu betonen bzw. eine anekdotische Erzählung über Perikles in scheinbar unpolitischen Gewand zu präsentieren. P. zeigt, dass die kleinsten Abweichungen in Zitierweise Unterschiede entlarven in der Art und Weise, wie Plutarch mit der aus den *Epidemiae* klingenden, immanent politischen Stimme Ions umgeht. Zugleich erleuchtet er durch seine vorbildliche Lektüre in beträchtlichem Masse den Gattungscharakter der ansonsten sehr obskuren *Epidemiae*.

Alles in allem lässt sich sagen, dass das Kriterium der Originalität in allen Beiträgen in hohem Maße erfüllt ist, was das Lesen des Bandes zum wahren Vergnügen macht. Die Herausgeber haben einen hohen Grad an innerer Kohärenz des Bandes erzielt, die durch die operative Anordnung der Beiträge und die darin zu findenden Querverweise erfolgt. Druckfehler sind dementsprechend auf ein Mindestmaß reduziert. Gewisse Themen und Textpassagen tauchen mehrfach auf, so kommt es z.B. zur Wiederholung von Aussagen über Ions Vielseitigkeit, aber dies ist schwer zu vermeiden, wenn man die begrenzte Anzahl der erhaltenen Fragmente des Werks von Ion bedenkt. Trotzdem kann man mit Blick auf die gewonnenen Forschungserkenntnisse nur hoffen, dass in Zukunft ähnliche Projekte zu fragmentarisch überlieferten Autoren unternommen und genauso erfolgreich ausgeführt werden.

Marios Skempis

**Amalia Margherita Cirio: Gli epigrammi di Giulia Balbilla (ricordi di una dama di corte) e altri testi al femminile sul Colosso di Memnone.** Satura – Testi e studi di letteratura antica a cura di Onofrio Vox, 9. Edizioni Pensa Multimedia, Lecce 2011. 175 S., 8 Abb., 1 Tab.

Unter den zahlreichen Kritzeleien auf der Kolossalstatue des Memnon im ägyptischen Theben sind vier äolische Epigramme von Julia Balbilla erhalten, in denen sie den Besuch Hadrians und seiner Gattin Sabina verewigt. Cirio widmet diesen Gedichten und ihrer aus der kommagenenischen Herrscherfamilie stammenden Dichterin, die in der bisherigen Forschung ganz vernachlässigt oder nur stiefmütterlich behandelt wurde, eine eigene Studie, in welcher sie die soziokulturelle und religiöse Dimension dieser Texte sowie ihre literarhistorische Bedeutung aufzeigt.

Der Neuedition mit Beschreibung der Inschriften, ausführlichem kritischen Apparat, Übersetzung und Kommentar geht eine Einleitung voraus, in der Cirio einerseits die antiken Zeugnisse zur Memnonstatue und ihrem wundersamen Sprechen bei Sonnenaufgang auswertet, andererseits für Julia Balbilla als eine der spätesten bekannten Nachahmerinnen der sapphischen Dichtung einen Platz in der Literaturgeschichte beansprucht. Die Epigramme verbinden die Form des elegischen Distichon mit literarischem Äolisch, das durch homerische Elemente ergänzt wird, und bezeugen das Bestreben einer selbstbewussten und gebildeten Dichterin, sich in die Tradition ihrer berühmten lesbischen Vorgängerin einzureihen. Ferner führt Cirio aus, dass diese literarisch ambitionierten Kompositionen sowie die Rolle, die ihrer Verfasserin als Gefährtin der Kaiserin Sabina zukommt, im philhellenischen Kontext des hadrianischen Kaiserhofs zu sehen sind.

Zwei Anhänge stellen Julia Balbilla außerdem in einen größeren Zusammenhang: Im ersten bespricht Cirio weitere Inschriften von Frauen auf der Memnonstatue und evoziert auf diese Weise den zeitgenössischen Kontext weiblichen Schreibens, und im zweiten macht Cirio den Versuch, den Marmorkopf einer namenlosen jungen Frau aus der Villa Hadriana mit Julia Balbilla zu identifizieren.

Christine Luz

**Calum Alasdair Maciver: Quintus Smyrnaeus' *Posthomerica*. Engaging Homer in Late Antiquity.** Mnemosyne Suppl. 343. Brill, Leiden/Boston 2012.

Calum Macivers Monographie setzt einen seit einiger Zeit anhaltenden Trend in der Gräzistik fort, die griechische Epopäie der Kaiserzeit aus ihrem Dornröschenschlaf zu wecken. Quintus Smyrnaeus, der mit seinem Epos *Posthomerica* die *Ilias* nahtlos fortsetzt, ist der ‹homerischste› unter den späteren Epikern und somit am anfälligsten für Negativurteile bezüglich Qualität und Originalität. Dass Maciver die spezifische ‹Spätetheit› dieses Werkes in den Fokus seiner Studie rückt, ist somit nur folgerichtig. Seine poetologischen Beobachtungen im ersten Kapitel (7–38) zur posthomerischen

Anknüpfung an das homerische Vorbild sind zahl- und aufschlussreich; ausgeklammert wird aber leider die Frage, welche Konsequenzen aus der Spannung zwischen der dezidierten Homerizität einerseits und deren tausendjährigen «Verspätung» andererseits für den Rezipienten, der sich dieses Widerspruchs ja bewusst ist, erwachsen. Die drei folgenden Kapitel untersuchen sodann die spezifisch posthomerische – will sagen: traditionsgebundene und zugleich traditionsüberbrückende – Realisierung dreier gattungstypischer Modi: Ekphrasis (39–86), Gnomen (87–123) und Gleichnisse (125–192). Der Beschreibung des achilleischen Schildes in *Posthomerica* 5,6–101, die diejenige in *Ilias* 18,478–608 aufgreift und ergänzt, wird in überzeugender Weise ein emblematischer Charakter zugeschrieben, welcher das Epos des Quintus in die homerische Tradition einbindet, dieses jedoch via hesiodeische und stoische Bezüge gleichzeitig auch wieder davon entfernt und ihm dadurch «its own poetic identity» (85) aufprägt. Keine Beachtung findet allerdings die zweite, die Arbeiten des Herakles darstellende Schildbeschreibung (*Posthomerica* 6,198–293), was angesichts der Tatsache, dass mit Herakles eine stark unhomeriche, jedoch über die *Aspis* hesiodeische und überdies in ihrer Rezeption als «Dulder» auch potentiell stoisch gefärbte Figur in ein ostentativ homericrendes Epos eingeschrieben wird, bedauerlich ist. Auch das Kapitel über die Gnomen verfolgt *mutatis mutandis* dieselbe Fragestellung, nämlich, inwiefern die Verknüpfung von Intertextualität mit dem homerischen Vorbild einerseits und stoischem Gedankengut andererseits den *Posthomerica* ihre werkkonstitutive Prägung verleiht (bestechend: die Deutung des posthomerischen Nestor als Stoiker). Stoische Reminiszenzen sind nicht bloss – wie die frühere Forschung zuweilen insinuiert hat – nachhomerische «Tonspuren», die Quintus als einen um scheinbar sklavische Homerimitation bemühten, aber darin eben nur mässig erfolgreichen Dichter verraten, sondern sie zeichnen die «Spätigkeit» der *Posthomerica* wesenhaft aus («both a reading of Homer and a revision of Homer», 123) und laden den Rezipienten letztlich auch zu einer Neulektüre der homerischen Epen ein («Quintus appropriates the *Iliad* as a Stoic epic», 194). Das letzte Kapitel schliesslich ist ausgewählten posthomerischen Gleichnissen bzw. Gleichnissequenzen gewidmet, wobei Fragen der Intratextualität (im Falle der Parallelisierung von Penthesileia und Helena durch Gleichnisse) und der Charakterzeichnung (im Falle des Neoptolemos, dessen Inszenierung als zweiter Achilleus über Gleichnisse geleistet wird) im Zentrum stehen. Das Gesamturteil kann in der Summe also nur positiv ausfallen: Macivers Studie leistet einen wichtigen Beitrag dazu, die griechische Epik der Kaiserzeit in ihren Eigenheiten ernst zu nehmen und zu verstehen. Ein Autor, der auch schon als «schlechteste Dichter des Altertums» bezeichnet wurde, bekommt allmählich die Anerkennung, die er verdient.

Silvio Bär

**Henriette Harich-Schwarzbauer: Hypatia. Die spätantiken Quellen.** Eingeleitet, kommentiert und interpretiert. Sapheneia, Beiträge zur klassischen Philologie, 16. Peter Lang, Berne 2011, xii–385 p. La personnalité d’Hypatie d’Alexandrie, femme philosophe et mathématicienne, et son destin tragique ont inspiré depuis longtemps des pamphlets, des romans, des pièces de théâtre, des poèmes, des peintures et plus récemment un film. Hypatie a également donné son nom à des périodiques. Par rapport à plusieurs monographies parues depuis une vingtaine d’années, le présent ouvrage, qui reprend une thèse d’habilitation soutenue à l’Université de Graz en 1997, n’entend pas reconstituer une biographie cohérente d’Hypatie à partir des données de la tradition, en comblant par des interprétations les lacunes de la documentation, mais plutôt offrir une analyse historique et philologique de tous les témoignages de la fin de l’antiquité relatifs à la philosophe.

La lecture de l’ouvrage peut être complétée par celle d’une douzaine d’articles sur Hypatie et sur des sujets connexes publiés par l’auteur depuis 1998.

Le matériel pris en compte comprend tout d’abord la correspondance de Synésius de Cyrène, qui se présente comme le disciple direct d’Hypatie, puis les textes importants de l'*Histoire ecclésiastique* de Socrate de Constantinople, de l'*Histoire tripartite* de Cassiodore, de la *Vie d’Isidore* de Damascius, ainsi que quelques passages moins importants de Palladas, Philostorge, Hésychius et Jean Malalas. Certains textes byzantins dérivés ont été légitimement laissés de côté, mais c’est peut-être par un excès de scrupule que l’auteur, qui ne pouvait avoir accès au texte original, n’a pas voulu réservé un chapitre à la *Chronique* de Jean de Nikiou, composée en grec au VII<sup>e</sup> s., mais

conservée seulement dans une version éthiopienne faite sur l'arabe. Quelques lignes en sont citées (p. 266–267), mais l'ensemble du passage semble mettre à contribution une documentation originale et est au moins aussi important que les textes retenus.

L'organisation de l'ouvrage sur le modèle d'un recueil des témoignages où le nom d'Hypatie est mentionné explique que 140 pages soient consacrées à Synésius de Cyrène qui est le seul témoin à avoir personnellement connu Hypatie (qu'il appelle «mère, sœur et professeur»: epist. 16), mais dont on ne peut pas tirer beaucoup d'informations du fait qu'un tel rapport d'intimité rend inutile dans une correspondance toute précision biographique. On apprend en tout cas qu'aux yeux de Synésius Hypatie assurait à Alexandrie un enseignement philosophique qui n'avait rien à envier à celui des néoplatoniciens d'Athènes, dont, à l'époque, la renommée était à ses yeux surfaite (epist. 136). Dans la lettre 81, Synésius attribue à Hypatie une influence politique dont il se sent lui-même maintenant privé. Synésius atteste également qu'Hypatie était capable d'expliquer à un artisan comment construire un «hydroscope» en cuivre (epist. 15) et qu'elle avait enseigné à son disciple les connaissances nécessaires à la construction d'un astrolabe (à Péonius, *Sur le don*). Bien que le nom d'Hypatie n'y soit pas mentionné, on aurait pu accorder davantage d'importance à la lettre 56 de Synésius, où celui-ci se réjouit que sa prochaine visite à Athènes lui fasse perdre tout complexe d'infériorité à l'égard de ces philosophes qui (re)viennent d'Athènes se pavane et donner des conférences en Égypte, «comme des demi-dieux parmi des demi-ânes», tout en se glorifiant d'avoir «constamment sous les yeux l'Académie, le Lycée et le Portique Décoré». En vérité, «ils ne sont absolument pas supérieurs aux simples mortels que nous sommes (en tout cas pas pour l'intelligence des écrits d'Aristote et de Platon!)» (trad. Roques).

Au terme de patientes analyses qui nous informent davantage sur Synésius que sur Hypatie, l'auteur considère le corpus épistolaire de Synésius, et notamment sa correspondance avec Hypatie, comme une production essentiellement littéraire et, sans remettre en cause l'existence historique de la philosophe, elle conclut du silence de cette dernière et de l'absence de toute réponse adressée aux lettres admiratives de Synésius au caractère fictif et imaginaire de leur relation (p. 164–165). De tels corpus de lettres artificiels sont conservés, mais leur caractéristique est généralement de multiplier les références aux données biographiques connues et d'ajouter des détails concrets censés confirmer l'historicité de la correspondance. La discréption dont fait preuve Synésius dans une entreprise qui se voudrait une sorte de biographie d'Hypatie jouerait plutôt en faveur de l'authenticité de ces lettres.

Le recueil est précédé par un état de la recherche sur Hypatie du XVIII<sup>e</sup> au XX<sup>e</sup> s. Il permet d'isoler un certain nombre de points d'interrogation récurrents dans les études modernes: la date de naissance, l'âge approximatif d'Hypatie à sa mort en 415 et la durée de sa période d'enseignement, ses maîtres éventuels en philosophie outre son père Théon connu principalement comme astronome et géomètre, la nature et l'importance de ses contributions scientifiques aux côtés et à la suite de son père, l'identité de ses principaux élèves en plus de Synésius, les motifs du lynchage d'Hypatie par les chrétiens d'Alexandrie (conflit de pouvoir entre le préfet et l'évêque Cyrille ou bien volonté de s'en prendre aux païens comme aux juifs?), la responsabilité personnelle de Cyrille dans ces événements, les positions philosophiques d'Hypatie à l'égard des tendances rivales de Plotin (ou de Porphyre) et de Jamblique à l'intérieur du néoplatonisme, son attitude à l'égard de la théurgie ou de la magie, le caractère public ou privé de son enseignement (détenait-elle une chaire municipale?), l'importance sociale et le rôle politique de la philosophe à Alexandrie, son attitude à l'égard des chrétiens, l'hypothèse d'un net refroidissement des rapports entre Hypatie et Synésius qui se plaint de son silence, etc. Il n'est aucune de ces questions qui n'ait reçu des réponses différentes de la part des interprètes à partir des sources conservées.

Pour chaque texte retenu l'ouvrage suit un plan méthodique: introduction présentant l'auteur de la source et l'œuvre, puis le texte, suivi par la traduction allemande, un commentaire linéaire et des conclusions qui rassemblent les informations fournies par le témoignage.

Le commentaire est richement documenté, tant du point de vue de la littérature ancienne que de la bibliographie contemporaine. Une grande insistance est portée sur l'analyse littéraire, de type «nouvelle critique», des textes considérés en eux-mêmes dans leurs intentions et leurs tendances idéologiques, indépendamment des renseignements «historiques» que l'on peut y trouver et

sans tenter d'expliquer les silences d'un texte par les renseignements fournis par l'autre. Il est fait constamment référence aux termes d'intertextualité, d'intradiscursiveité, d'hypotexte, et on distingue constamment dans les témoignages le «Brief-Ich» de l'auteur Synésius (28 n. 23 et 152), tout comme le «Erzähler-Ich» de l'auteur Damascius (p. 250). L'intertextualité, présentée comme un substitut à la recherche des sources traditionnelle (p. 155) et suggérée par la reprise de termes ou de formules attestées chez des auteurs plus anciens, est systématiquement mise à contribution pour mettre en évidence des sous-entendus que le lecteur cultivé pouvait comprendre. Par rapport à la recherche des sources qui s'appuyait sur des parallèles textuels, cette approche se fonde parfois sur des rapprochements littéraires qui peuvent sembler arbitraires. Pour ne prendre qu'un exemple, la ξυνωρίς τῶν σοφιστῶν τῶν Πλάουταρχείων «l'attelage des sophistes plutarchéens», que mentionne Synésius renverrait selon l'auteur à l'emploi du mot ξυνωρίς dans le passage célèbre du *Phèdre* 246b. Elle en conclut que, comme l'attelage de Platon, «die beiden Plutarchoi, wie auch immer man die Zweiheit kombiniert, sind ein Gespann, das in zwei entgegengesetzte Richtungen tendiert, von denen die eine zum Materiellen herabzieht» (p. 141). Mais ce terme qui est loin d'être rare en grec et qui suggère plutôt au premier abord la solidarité du couple constituant, n'évoque pas en lui-même une telle tension. Rien dans le contexte de la lettre en tout cas ne suggère une telle interprétation et on ne voit pas à quelle tension historique dans l'école de Plutarque d'Athènes, concrètement entre Plutarque et son disciple Syrianus d'après l'identification retenue, une telle intertextualité pourrait renvoyer.

Dans le détail, certains points du commentaire fourni par l'auteur demandent des corrections ou se prêtent à de nouvelles suggestions.

Les chercheurs ont discuté de l'utilisation de l'hydroscope décrit dans l'*epist. 15* de Synésius et ils ont pensé à une utilisation divinatoire: mais comme Synésius en commande la fabrication à Hypatie parce qu'il va très mal (πάντα πέπραγα πονήρως), ne pourrait-on pas envisager d'y voir un uromètre pour mesurer la densité des urines? Simple hypothèse que les historiens de la médecine pourraient vérifier. C'est en tout cas le principal liquide dont on souhaiterait étudier la densité en contexte médical.

Lors de son voyage à Athènes, Synésius (*epist. 136*) prétend avoir visité plusieurs sites, que l'auteur (p. 134) identifie comme des sanctuaires païens de l'Attique encore actifs au tournant du IV<sup>e</sup> au V<sup>e</sup> siècle. Dans le contexte chez Synésius, une autre solution serait d'y reconnaître les dèmes d'appartenance de philosophes athéniens célèbres, principalement socratiques ou académiciens, la plupart connus grâce à Platon. Synésius mentionne en effet Anagyronite (Théagès, Paralios), Sphettos (Eschine, Chairécratès, Chairéphon), Thria (Cratès l'Académicien), Céphysia (Épigénès) et Phalère (Apollodore, Démétrios), tout comme il cite l'Académie, le Lycée et la Stoa Poikile comme étant des lieux d'Athènes ayant conservé leur prestige philosophique.

L'auteur a tendance à accepter l'identification (proposée par Roques) du «père Théoctète» (*epist. 5* et *16*) avec Théon, le père et le maître d'Hypatie (p. 79 et p. 129); Athanase, également mentionné dans ces lettres, pourrait dans cette perspective être un vrai frère d'Hypatie (p. 80). Les deux hommes sont toutefois présentés comme les premiers des compagnons d'Hypatie. Théon, dont Théoctète serait dans cette hypothèse un surnom, s'il était encore vivant, était sans doute un homme déjà très âgé à l'époque de la rédaction de ces lettres, surtout s'il faut croire Jean Malalas lorsqu'il présente la philosophe au moment de sa mort comme une femme âgée (p. 336). En vérité, l'auteur nous apprend au passage (p. 79) que le terme de «père» est employé dans le sens d'une paternité spirituelle dans l'*epist. 129* à propos d'un ami de Synésius du nom de Proclus [PLRE II:2] (παρὰ τὸ θαυμασιωτάτου πατρὸς Πρόκλου). Synésius qualifie de même Hypatie de mère et de sœur (*epist. 16*). À tout prendre, ces identifications sont donc très fragiles.

Ces quelques remarques ponctuelles n'ont d'intérêt qu'en ce qu'elles illustrent la richesse et la diversité des problèmes abordés dans cet ouvrage. L'intention de l'auteur n'était pas d'offrir une nouvelle biographie cohérente d'Hypatie, mais plutôt de mettre à la disposition des historiens une sorte de base de données, comportant toute l'information philologique et historique pertinente, associée à des jugements sensés et pondérés sur les interprétations jusqu'ici envisagées. Par rapport aux affirmations et aux généralisations gratuites de beaucoup de monographies sur Hypatie que

l'auteur déplore légitimement, la solidité de cette étude devrait l'imposer comme la base indispensable de toute recherche ultérieure sur la philosophe d'Alexandrie, mais aussi, de façon plus générale, sur la prosopographie des philosophes antiques et sur l'histoire des écoles philosophiques à la fin de l'Antiquité.

Richard Goulet

**Stefano Valente: I lessici a Platone di Timeo sofista e Pseudo-Didimo.** Introduzione ed edizione critica.

Sammlung Griechischer und Lateinischer Grammatiker (SGLG), Bd. 14. Walter de Gruyter, Berlin/Boston 2012. VIII, 316 S.

Vom erneuten Interesse an der griechischen Erklärungsliteratur, also Scholien, Grammatikern und Lexikographie, hat das in einer Epitome erhaltene Platon-Lexikon des Timaios gleich zweimal profitiert. Während die Ausgabe von M. Bonelli, *Timée le sophiste. Lexique platonicien* (mit Einleitung von J. Barnes, Leiden/Boston 2007) wegen der modernen Übersetzung der Glossen ins Französische und dem ausführlichen Kommentar auch über die Platonforscher hinaus einen weiteren Benutzerkreis ansprechen dürfte, empfiehlt sich die vorliegende Edition als künftige Referenzausgabe für Philologen, welche die hohe Kunst der Editionstechnik und deren strenge Prinzipien, wie sie im Bereich der byzantinischen Lexika über die letzten Jahrzehnte entwickelt wurden, verstehen und zu würdigen wissen. Über den Verfasser ist nichts Sichereres bekannt, weshalb St. Valente nach sorgfältiger Quellenkritik (S. 58–76), mit D. Ruhnken u.a. eine Datierung in die spätere Antike (wohl 3. Jh.) für die wahrscheinlichste hält (S. 57). Noch strittiger ist die Frage nach Autor und Abfassungszeit des kurzen zweiten Platon-Lexikons, welches der Erstherausgeber E.M. Miller (1868) dem Grammatiker Didymos von Alexandrien (gen. Chalkenteros) zugeschrieben hatte. Valente widerlegt die irrite Zuschreibung detailliert und plädiert für ein spätantikes oder gar frühbyzantinisches Ambiente (S. 247–251).

Neu gegenüber den Vorgängereditionen ist einmal die professionelle Anlage in Haupttext (mit Auszeichnung der rund 100 nichtplatonischen Lemmata) und drei Apparate. Von diesen enthält der erste die Platonstellen, auf welche sich das jeweilige Lemma bezieht. Der zweite und umfangreichste reiht das Stichwort bzw. dessen Interpretation in das dichte Geflecht der lexikographischen Tradition ein, wobei zwischen wörtlichen Übereinstimmungen im Interpretament, blossen Ähnlichkeiten und offensichtlicher Variation fein unterschieden wird. Der dritte, kritische Apparat schliesslich verzeichnet minutiös sowohl die Überlieferungs- als auch die Textgeschichte. Neu ist aber auch der Weg, welchen der Herausgeber in der Textkonstitution beschreitet. Wie in der ausführlichen Einleitung dargestellt, strebt er die Rekonstruktion der ursprünglichen Epitome an, und dafür beansprucht die Nebenüberlieferung denselben Stellenwert wie der Paris. Coisl. 347 (= C), *codex unicus* der direkten Überlieferung. Tragende Bedeutung im rekonstruierten Archetypus ( $\alpha$ ) kommt dem byzantinischen «Matrixlexikon» zu, der sog. erweiterten Fassung der  $\Sigma^*$ , welche einen bedeutenden Teil der Timaiosglossen aus der ursprünglichen Epitome rezipiert hatte. Gegenüber den Voreditionen verbreitert sich also die handschriftliche Grundlage um einen Zeugen und vergrössert sich der Textbestand, auch wenn er bescheiden ausfällt und hin und wieder stutzig macht, wie etwa beim Zusatz οὗτοι Πλάτων (z.B.  $\alpha$  72, 1 6,  $\kappa$  2; vgl. auch  $\alpha$  41, 8 27,  $\epsilon$  2,  $\epsilon$  14); denn innerhalb eines Platon-Lexikons dürfte der namentliche Nachweis kaum nötig gewesen sein. In der Reihe der SGLG setzt die Ausgabe von St. Valente einen neuen Meilenstein. Professionell wie sie gemacht ist, erfordert sie auch einen professionellen Leserkreis.

Margarethe Billerbeck

**Chiara Battistella: P. Ovidii Nasonis Heroidum epistula 10: Ariadne Theseo.** Introduzione, testo e commento. Texte und Kommentare 35. Walter de Gruyter, Berlin/New York 2010. VIII, 135 p.

Les vingt et une lettres poétiques connues sous le nom d'*Héroïdes* ne ressemblent à aucune autre œuvre précédente. Lieu de conversion d'une matière épique ou tragique en une manière élégiaque, elles ennuieront le lecteur novice par la récurrence des thèmes qui s'y déploient mais captiveront, au contraire, le lecteur averti qui goûtera à la sophistication d'un texte construit sur de multiples renvois et dévoilant une constante réflexion poétique. Par son commentaire à l'*Héroïde* 10, Chiara Battistella (C.B.) nous invite à découvrir l'Ariane ovidienne, en tant que lectrice de sa propre histoire chez Catull. 64 et en tant que personnage auctorial explorant sans cesse d'autres possibilités narratives depuis ce fameux rivage qui constitue un espace plus poétique que géographique (Ov. *Her.* 10,3 *ex illo litore*, cf.

Catull. 64,133). Renonçant à l'hypertrophie qui caractérise souvent les publications issues d'une thèse de doctorat, C.B. fait l'impasse sur une introduction traditionnelle et concentre de façon très heureuse son analyse sur les intertextes ainsi que sur la pluri-généricité de l'épître, «in linea con i recenti approcci interpretativi sulle *Heroides*» (p. VII). Le volume s'ouvre, donc, sur huit brefs chapitres et un appendice (p. 1–29) dont la richesse et la densité de pensée sont inversement proportionnelles au nombre de pages qu'ils occupent: il s'y dévoile progressivement la complexité intertextuelle du poème (Catull. 64, en tant qu'*Urtext*, mais aussi Hom. *Od.*; Apollon. *Arg.*; Plaut. *Rudens*; Lucr.; Verg. *Aen.*; Prop.) et la nature polymorphe du personnage d'Ariane, tantôt héroïne épique (parodique?), tantôt *alter ego* d'Ovide, du Catulle élégiaque, du Cyclope, d'Ulysse, d'Énée, de Didon, ou même de la Sirène. Le texte proposé ne comporte pas d'apparat critique mais se base sur l'édition réimprimée de Palmer (2005) et celle de Dörrie (1971) à quelques exceptions près, énumérées dans un utile tableau comparatif (p. 31). L'accompagne une traduction italienne élégante (p. 32–41) qui ose des locutions propres à Dante (cf. v. 44 «gli occhi molli», comme dans *Enfer* 32,46) et s'avère généralement en accord avec le style ovidien (mais cf. vv. 51–52, où la traduction aurait pu mieux rendre le jeu étymologique *acceperat ... acceptos*; vv. 77 et 101, où «sacrificare» plutôt que «uccidere» aurait davantage mis en avant la nuance pathétique de *mactare*, que C.B. relève correctement à la p. 77). Suit un commentaire *ad versum* (p. 43–107), puis le volume se termine par une bibliographie sélective (p. 109–121) et par deux *Indices* bienvenus (p. 123–135: un *Index verborum et rerum notabiliorum* suivi d'un *index* des passages cités).

Dans le commentaire C.B. justifie toujours avec une grande rigueur philologique ses choix textuels (cf., par ex., sa préférence pour la leçon *rupta* au v. 16, au lieu du mieux transmis *rapta*) et le lecteur trouve régulièrement une réponse documentée aux difficultés interprétatives soulevées par le texte. Mais c'est, tout particulièrement, dans l'analyse littéraire qu'elle excelle, lorsqu'elle souligne, par ex., la valeur méta-littéraire des *puellares pedes* d'Ariane (v. 20), pieds élégiaques qui foulent le sable déjà marqué par le modèle catullien; ou lorsqu'elle décrit l'entrelacement de deux plans textuels (Catulle/Ovide) et temporels (passé/futur) dans l'auto-portrait dressé par Ariane (vv. 79–80 *nunc ego non tantum quae sum passura recordor | sed quaecumque potest ulla relicta pati*), héroïne aux ambitions auctoriales, cherchant à se placer chronologiquement avant son ancêtre catullienne et à s'imposer pour les textes futurs en tant que modèle de la femme abandonnée. *Last but not least*, la verve d'écriture de C.B. (je cite au hasard de la p. 3: «[L'Arianna ovidiana] non si è rassegnata a un modello che condannava la sua esistenza mitica, letteraria, pittorica all'ecphrasis di una coperta») concourt à rendre agréable la lecture d'un volume qui, tout commentaire qu'il puisse être, ne mérite pas qu'on en fasse un usage purement consultatif.

Lavinia Galli Milić

**Seneca: Oedipus.** Edited with Introduction, Translation, & Commentary by A.J. Boyle. Oxford University Press, Oxford 2011. CXXV, 437 S.

Vom neuen Kommentar eines der besten und produktivsten modernen Experten auf dem Gebiet des römischen Dramas darf man mit Sicherheit annehmen, dass er, neben dem 1994 erschienenen *Oedipus*-Kommentar von Karlheinz Töchterle, zu einem Standardwerk der Seneca-Forschung wird. Das Format des Buchs folgt im Grossen und Ganzen den Prinzipien, die Boyles *Octavia*-Kommentar aus dem Jahre 2008 zugrunde liegen. Der langen, über einhundert Seiten umfassenden Einleitung folgen ein zweisprachiger Text (1–79), ein «selective critical apparatus» (80–90), eine Liste von Abweichungen von Zwierlein's *OCT*-Edition (91–92), ein detaillierter Kommentar (93–361), eine umfangreiche Bibliographie (362–391) und hilfreiche Indices (393–437). Einige Abschnitte der Einleitung, insbesondere diejenigen, die das römische Theaterwesen und Senecas Tragödien im Allgemeinen behandeln, basieren weitgehend auf dem sowohl in Boyles Monographie zur römischen Tragödie (*Introduction to Roman Tragedy*. London 2006) als auch in seinem *Octavia*-Kommentar enthaltenen Material. Die Besprechung des *Oedipus* ist dagegen neu und beinhaltet unter anderem einen anregenden Beitrag zur Rezeption des Stücks von der Antike bis ins 21. Jahrhundert. Boyles englische Übersetzung ist sowohl literarisch elegant als auch philologisch präzise. Der Kommentar kann sich für äusserst unterschiedliche Lesergruppen als nützlich erweisen (von Studienanfängern der lateinischen Philologie bis hin zu Theater- und Literaturwissenschaftlern), da er den Fokus auf

den lateinischen Sprachgebrauch, die griechisch-römische Mythologie und Literaturgeschichte sowie die Realienkunde mit abstrakteren ästhetischen Fragestellungen kombiniert. Als Folge gelingt es Boyle, den Text nicht nur den Lateinstudenten, sondern auch den Lesern mit keinen bzw. geringen Lateinkenntnissen als ein vielschichtiges literarisches Phänomen zugänglich zu machen.

Alexander Kirchenko

**Paolo Asso (éd.): Brill's Companion to Lucan.** Brill, Leyde/Boston 2011. XXI, 625 p.

«What is it <to read Lucan?» (p. 552). À cette question posée par J. Henderson dans son «outro», à savoir une vive et provocante introduction rétrospective placée à la fin du volume (p. 549–556), P. Asso répond par la pluralité et la richesse des approches proposées dans les trente chapitres de son *Companion*, véritable mise en abîme de la manière propre à Lucain de multiplier les points de vue pour réfléchir sur la guerre civile. Le livre réunit les contributions de trente spécialistes principalement anglo-saxons et italiens, ce qui explique sans doute l'absence regrettable dans la bibliographie (p. 557–598) de travaux importants parus en francophonie tels, *e.g.*, le volume de J.-C. de Nadaï, *Rhétorique et poétique dans la Pharsale de Lucain: la crise de la représentation dans la poésie antique*, Louvain et alibi 2000 (le collectif, *Lucain en débat: Rhétorique, poétique et histoire*, éd. par O. Devillers & S. Franchet d'Espèrey, Bordeaux 2010, doit, quant à lui, son absence à sa date de publication trop proche de celle du *Companion*). Le volume est conçu en six parties de longueur inégale («Author», p. 1–53; «Intertexts-Contexts-Texts», p. 55–182; «Civil Warriors», p. 183–279; «Civil War Themes», p. 281–432; «Reception», p. 433–545; «Retrospective», p. 548–556), selon un découpage quelque peu artificiel édicté par le standard du *Companion* pour ordonner une matière foisonnante, qui ne vise, à en croire son éditeur scientifique, «neither exhaustiveness nor coherence» (p. XI). Quoi qu'il en soit, ce recueil s'impose à tout savant travaillant sur Lucain, et sur la poésie épique en général, pour sa nature à la fois de *status quaestionis* et d'échantillonnage de l'investigation contemporaine sur le terrain du texte ou de la réception. Le lecteur y trouvera abordés les principaux questionnements soulevés par le *Bellum civile*, tels la nature du différend qui opposa son auteur à Néron (E. Fantham) ou la fin abrupte du poème (J. Tracy, qui prend position en faveur d'une «completeness» de l'œuvre). La négociation qui s'opère entre la production de Virgile et le *Bellum civile* y a évidemment sa place et elle est abordée de front par S. Casali qui voit dans les figures oraculaires du *Bellum civile* des hypostases du narrateur, dévoilant les incohérences de l'Énéide, puis, de biais, par A. Keith qui conçoit les allusions aux *Métamorphoses* ovidiennes comme une manière de pointer les fissures de l'idéologie augustéenne de l'Énéide (cf. aussi la notion d'allusivité caricaturale de R. Sklenář); ce qui n'épuise pas l'approche intertextuelle du volume touchant également au mythe des Argonautes selon la version d'Apollonios (J. Murray), à la poétique du *nefas* commune à Lucain et Stace (R. Ganiban) ainsi qu'à la cosmologie des *Questions naturelles* de Sénèque (E. Manolaraki).

L'étude des personnages fait la part belle à Caton et à l'ambiguïté de son statut héroïque (J. Mira Seo, B. Tipping) mais ne néglige pas les figures dites mineures (M. Fucecchi, N.W. Bernstein). Quant à César et Pompée, ils interviennent seulement ponctuellement dans les articles et notamment dans la réflexion de N. Coffee sur la dégradation des valeurs romaines de *fides, gratia, pietas* (pour Pompée et la remise en question de sa propagande triomphale, cf. aussi J. Murray). L'approche aux personnages féminins du *Bellum civile* (cf. à présent le livre de L. Sannicandro, *I personaggi femminili del Bellum civile di Lucano*, Rahden 2010) est résolument intertextuelle: R.R. Caston identifie deux catégories de femmes – les proactives (comme Julie et Marcia) et le passives (comme Cornélie et Cléopâtre) – sur la base de Prop. 4, alors qu'A. Augoustakis tisse un lien à valeur exégétique entre la Cornélie de Lucain et les femmes de Sagonte chez Silius. Au-delà des résultats spécifiques auxquels parvient chacun des articles, qu'il n'est pas ici le lieu de détailler, l'intérêt de ce volume réside aussi dans la récurrence de certaines thématiques, qui finissent par constituer une sorte de fil rouge. Nous pensons par ex. à la question de l'auto-représentation du poète, à la définition de son projet poétique ou à son positionnement par rapport à une tradition épico-historique (cf. P. Asso, S. Bartsch, S. Easton, E. Manolaraki, M.Y. Myers); ou encore à la riche réflexion sur l'identité ou sur la mémoire dont nous constatons avec étonnement l'absence parmi les lemmes de l'*Index rerum notabiliorum*.

*potiorumque* (p. 619–625, mais cf. lemmme *oblivio*), liste très utile par ailleurs, précédée de deux *Indices locorum* touffus (p. 599–618). En particulier, la question de l'identité fait l'objet d'un traitement plus spécifique par J.D. Reed; celle du souvenir et de l'oubli est centrale dans les articles de M. Thorne qui envisage le *Bellum civile* comme *monumentum* littéraire funéraire de la Rome républicaine et de Chr. Walde, étudiant le poème comme un exemple de littérature post-traumatique.

La dernière section est consacrée à la réception du texte – qui reste un terrain encore insuffisamment défriché – depuis la *silv. 2,7* de Stace (C. Newlands) jusqu'à la tragédie *Caton* de Joseph Addison (Fr. D'Alessandro Behr), en passant par le Moyen Âge (P. Esposito, sur les scholies et les commentaires tardifs et médiévaux; E. D'Angelo qui dresse une bibliographie raisonnée sur la réception du *Bellum civile* dans la littérature médiévale), la *Commedia* de Dante (S. Marchesi), la Renaissance anglaise (Ph. Hardie) et les traducteurs anglais de Lucain du XVII<sup>e</sup>–XVIII<sup>e</sup> s. (S. Braund). Poète «iconoclastic» (p. 556), Lucain a fasciné (parfois rebuté) ses lecteurs à travers les âges: l'entreprise de P. Asso nous offre les clés de lecture indispensables à sa juste appréciation.

Lavinia Galli Milić

**Lara Nicolini: *Ad (I)usum lectoris: etimologia e giochi di parole in Apuleio.*** Testi e manuali per l'insegnamento universitario del latino, 117. Patron editore, Bologne 2011. 220 p.

Dans cet ouvrage, Lara Nicolini (L.N.) reprend un article paru en 2007 («*Ad (I)usum lectoris: giochi di parole nelle Metamorfosi di Apuleio*», *MD* 58, p. 115–179), en élargissant son enquête et en décortiquant avec minutie la virtuosité langagière d'Apulée dans les *Métamorphoses*, principalement, l'*Apologie* et les *Florides*. L'ouvrage est divisé en deux parties, suivies d'un appendice consacré au sens du verbe *divorto* en *Métamorphoses* 5,26 et de cinq index. Le premier chapitre, assez succinct, pose les éléments théoriques et méthodologiques principaux. On y trouve des considérations sur la science et la pratique étymologiques dans l'Antiquité, sur la délicate question de l'intentionnalité des jeux de mots, sur leurs fonctions, ainsi que sur les dangers de la surinterprétation. L.N. y développe également la thèse que le latin fut pour Apulée une seconde langue, sa langue maternelle étant le punique; cette situation linguistique l'aurait conduit à développer une attention «non naturelle» (p. 31) pour la langue latine et à «penser étymologiquement» (p. 36). Ainsi s'expliquerait son goût prononcé pour les jeux de mots mettant en évidence les racines des mots et leur richesse sémantique. Dans le second chapitre, L.N. analyse en les classant par types les jeux de mots que sa lecture attentive des textes lui a permis de repérer: figures étymologiques, polyptotes et paronomases, *hapax*, calembours, concrétisations de métaphores, etc. Pour en éclairer le sens, L.N. les replace dans leur contexte quand cela est nécessaire, s'appuie sur la prononciation des mots, avance des parallèles grammaticaux et littéraires. L'influence de Plaute, notamment, est soulignée tout au long de l'étude (dans la lignée du bel ouvrage de L. Paselli, *Plaudo in Apuleio*, Bologne 2007). Pour L.N., le souvenir d'un jeu de mots plautinien peut même conduire à donner un sens à un passage corrompu. Ainsi en *Métamorphoses* 4,22, où F (manuscrit généralement considéré comme l'ancêtre de l'ensemble de la tradition manuscrite des *Métamorphoses*, des *Florides* et de l'*Apologie*) présente un texte altéré (*salies se cenas se crederet*), L.N. plaide pour la conjecture de Helm *sali(ar)es se cenas (cenare) crederet*, qui renvoie à Plaute, *Rudens* 508 *cenam cenavi* (p. 46). L'assurance que L.N. montre face aux problèmes de texte constitue d'ailleurs l'une des caractéristiques du livre: éditrice expérimentée, sa connaissance approfondie de la langue latine l'amène parfois à préférer au texte transmis par F la leçon d'un manuscrit plus récent ou une conjecture dont elle estime qu'elle permet de rétablir un jeu de mots (par ex. p. 128 où, en lieu et place de *sermonem conferentes* transmis par F en *Métamorphoses* 5,15, L.N. plaide pour la leçon *conserentes*, transmise par un manuscrit plus récent; p. 137, elle note à propos de l'*hapax polentacium* qu'on trouve en *Métamorphoses* 6,19 qu'il présente une formation atypique; à cette leçon de F, elle préfère la conjecture *polentarium*, défendue par les commentateurs anciens: l'adjectif est attesté chez Plaute, *Curculio* 295). L'exercice est périlleux, mais le péril est balancé par la rigueur philologique dont L.N. fait preuve. Plus d'une fois, elle complète les observations des commentaires (ourtant prolixes) d'Apulée, met en évidence des jeux de mots leur ayant échappé, ou encore s'oppose à eux, comme le montrent les trois exemples suivants. À propos de *Métamorphoses* 2,16, où la soussignée notait dans son commentaire (Groningen

*Commentaries on Apuleius. Apuleius Metamorphoses II*, Groningue 2011) le double sens érotique de la phrase *proelio quod nobis sine fetiali officio indixeras iam proximante vehementer intentus* (Lucius à Photis, qui l'a rejoint dans sa chambre pour passer la nuit avec lui), L.N. défend la conjecture ancienne de van der Vliet *proximanti* (que j'omettais de mentionner), en montrant qu'elle permet de rétablir l'usage grammatical le plus fréquent (*intentus* + datif) et qu'elle correspond à une tournure fréquente chez les historiens (*intentus proelio*): cette correction minime présente l'avantage de rendre toute sa force au jeu de mots (p. 57). Dans un autre contexte érotique (l'histoire, reprise par Boccace, de la femme et de son amant cocufiant le mari en sa présence, alors qu'il est en train de nettoyer le fond d'une jarre: *Métamorphoses* 9,7), L.N. éclaire un double sens que les commentateurs relevaient sans s'y attarder (p. 67 s.): dans la phrase *at vero adulter ... inclinatam dolio pronam uxorem fabri superincurvatus secure dedolebat*, le mot *secure* peut être compris non pas comme un adverbe («en toute sécurité»), mais comme l'ablatif du substantif *securis* «la hache», «la cognée» (Apulée emploie également cette forme de l'ablatif en *Métamorphoses* 8,30); en association avec *dedolo* «raboter», terme technique employé dans un sens obscène par ex. chez Martial 7,67,2, et qui évoque par sa sonorité autant la jarre (*dolum*) que la ruse (*dolus*; cf. Plaute *Miles* 938 *si hunc dolum dolamus*), l'expression réalise, dans ce contexte mettant en scène des ouvriers, un calembour des plus crus. En *Métamorphoses* 7,12, L.N. montre que *vinum ... inmixtum* ne doit pas être entendu comme du «vin pur», mais, à l'opposé, comme du «vin mélangé», puisqu'il apparaît ensuite qu'un somnifère y a été versé (*quasi soporiferum quoddam venenum ... immisceret*): le jeu de mots opère ici à travers l'emploi du préfixe.

Un autre apport de l'analyse de L.N. réside dans le fait qu'elle démontre l'unité stylistique des œuvres d'Apulée. Même le livre XI des *Métamorphoses*, dont la tonalité diffère apparemment des livres précédents, ne contient guère moins de jeux de mots que les livres précédents, une observation qui n'est pas sans conséquence quant à l'interprétation à en donner. L'acuité du regard de L.N. fait de son étude un instrument permettant d'apprécier pleinement les œuvres d'Apulée, même si on peut hésiter à suivre toutes les interprétations proposées, parfois extrêmement complexes (par ex. dans les sections 2, 3. et 2, 4. consacrées aux «hypersémantisations» et aux phrases idiomatiques et proverbes «pris à la lettre»). Il n'en reste pas moins que l'étude de L.N. se distingue en ce qu'elle démontre la nécessité de retourner au texte latin pour en saisir toute la profondeur, la subtilité et l'humour.

Danielle Van Mal-Maeder

**Macrobius Ambrosii Theodosii Saturnalia recognovit brevique adnotatione critica instruxit R.A. Kaster.** Oxford University Press, Oxford 2011. 540 S.

Nach der vorbereitenden Monographie *Studies on the Text of Macrobius' Saturnalia*, Oxford 2010 (= STMS), welche den derzeit mit Abstand ausführlichsten Beitrag zur Überlieferung von Macrobius' *Literarischem Symposium* darstellt (allerdings nur den Zeitraum bis zum ausgehenden 12. Jh. berücksichtigend), hat Robert A. Kaster (K.) jetzt auch eine neue kritische Edition der *Saturnalia* vorgelegt. Mit dieser wird ein Text verfügbar, welcher in naher Zukunft kaum mehr entscheidend verbessert werden dürfte: K. hat – dokumentiert in STMS – beinahe alle bekannten Handschriften der *Saturnalia* bis ins beginnende 13. Jh. (ca. 35 an der Zahl) genau untersucht; seine Klassifizierung der Zeugen, das von ihm erstellte Stemma und die daraus abgeleitete Methode der Textkonstitution überzeugen. Für die Edition zieht K. zusätzlich zwei späte Codices heran, welche einige gute Konjekturen bieten, sowie insbesondere die Gesamtheit der alten Drucke und früheren Editionen, in denen bereits zahlreiche korrupte Partien des insgesamt schlecht überlieferten Werks geheilt wurden. Neue Konjekturen stammen meist von K. selbst oder von Leofranc Holford-Strevens; viele stellen klare Verbesserungen dar. Der kritische Apparat ist, wie bei OCT üblich, äußerst knapp gehalten, doch stellt K. einleitend die wichtigsten Sonderfehler der einzelnen Handschriften sowie die typischen Versehen im Umgang mit dem Griechischen zusammen: Diese Listen werden sich für künftige Studien als nützlich erweisen. Ein ausführlicher Testimonienapparat und umfangreiche Indices runden den positiven Gesamteindruck der Edition ab, welche künftig als Referenzausgabe zu gelten hat.

K. weist einleitend darauf hin, dass die seit dem 15. Jh. üblich gewordene Einteilung der *Saturnalia* in sieben Bücher wenig mit der originalen Form zu tun hat, die Macrobius dem Werk zugeschrieben hat (vii), verlässt aber in der Edition die vertrauten Pfade nicht: Er bietet somit einen Wortlaut, welcher dem Original zweifellos deutlich näher kommt als alle bisherigen Ausgaben, allerdings nach wie vor in einer äusseren Form, welche dem Spätmittelalter bzw. der Renaissance entstammt. Die Textgeschichte der *Saturnalia* im Zeitraum des 13. bis 15. Jahrhunderts, als sich die moderne Bucheinteilung herausbildete, ist ein grosses und derzeit weitgehend unbekanntes Feld. Man darf hoffen, dass K.s mustergültige Arbeiten stimulierend auf die Forschung wirken, sich auch diesem Gebiet zuzuwenden.

Abschliessend einige vermisste Bemerkungen: Unglücklich ist der Druckfehler «Saint-Adam» (recte: Saint-Amand) in der Einleitung (vi, auch in STMS 5; richtig xiii); in 1,7,37 ist *exercent* zu lesen, in 4,6,11 *Graeci*; in 1,9,8 wäre die Schreibung *redibetur* zu erwägen (die Stelle spricht jedenfalls dafür, dass h für Macrobius bzw. für seine Quelle keinen eigentlichen Lautwert besass); der Äpfelkatalog in 3,19,2 ist offensichtlich alphabetisch angelegt: die einzige Abweichung *Quiri(ni)xanum – prosivum* beruht wohl auf einer Verwirrung im Archetyp und sollte deshalb korrigiert werden; die Entscheidung gegen *philosophicus* in 7,1,1 verstehe ich nicht; in 1 praef. 8 *ut qui odora ... in spiramentum unum* schöpft Macrobius aus der Timaios-Übersetzung des Calcidius (50e; vgl. M. Lausberg, RhM 134, 1991, 175); die korrigierende zweite Hand des α-Zeugen G dürfte mit einem β1-Codex gearbeitet haben (vgl. 1,4,1 *promptarium*; 1,6,14 *matrimisque*; 1,12,9 *nominis*; 1,16,26 *sexiles*).

Lukas J. Dorfbauer

**Jochen Schultheiss: Generationenbeziehungen in den *Confessiones* des Augustinus. Theologie und literarische Form in der Spätantike.** Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2011. 317 S.

Ziel der vorliegenden Monographie ist es, die Darstellung und die Bedeutung von Generationenbeziehungen in Augustinus' *Confessiones* zu untersuchen. Der Schwerpunkt der Textanalyse liegt dabei nicht nur wie in der bisherigen Forschung auf der Mutter-Sohn-Linie, sondern auch auf dem Vater-Sohn-Verhältnis. Der erste Hauptteil der Arbeit (S. 18–79) bietet einen ausführlichen Überblick über die verschiedenen Forschungsrichtungen, die sich bislang mit den *Confessiones* befasst haben. Der Verf. unterteilt dabei in literaturwissenschaftliche (Gattung, Intertextualität, Narratologie, Psychoanalyse), kulturhistorische (Christianisierung der gesellschaftlichen Werte, Geschlechterrollen) und theologische Fragestellungen (Metaphorik). Im zweiten Hauptteil werden zunächst die Generationenbeziehungen in der Theologie Augustins vor dem Hintergrund der Eltern-Kind-Beziehungen in der römischen Familie sowie der Bibel und dem antiken Christentum analysiert (S. 80–104). In einem zweiten Schritt erfolgt dann die textchronologische Untersuchung der *Confessiones*, wobei der Schwerpunkt auf den Büchern 1 (*infantia* und *pueritia*) und 2 (*adulescentia*) liegt (S. 105–140). Die restlichen 7 Bücher werden unter den Themen «Monnica als Korrektiv des irrenden Protagonisten», «Christliche *laudatio funebris* auf Monnica» und «Neue Formen der Gemeinschaft I und II» behandelt (S. 141–275). Die Monographie wird beschlossen durch eine Zusammenfassung (S. 276–284) sowie Literaturverzeichnis und zwei Register (Sachen/Personen und Stellen).

Die Konzentration auf eine literaturwissenschaftliche Interpretation der *Confessiones* (vgl. S. 49) ist überzeugend. Dem Verf. gelingt es durch seine sorgfältige und kenntnisreiche Textanalyse, in Augustins Verwendung von Metaphern der Generationenbeziehungen Intertextualität mit der Bibel, patristischen oder antiken Texten bzw. Gattungen aufzuzeigen und damit eine rein biographische oder psychoanalytische Lesart der *Confessiones* zu widerlegen. Die Fragestellung zu den «Generationenbeziehungen» gerät jedoch bisweilen etwas in den Hintergrund, so im fünften und siebten Kapitel, in denen Augustins Beziehungen zu anderen Menschen aus seinem persönlichen Umfeld untersucht werden (z.B. die Gruppe von Cassiciacum) oder weitere Metaphern in den *Confessiones* analysiert werden (z.B. die Bildfelder des Wassers oder Krankheit/Heilung S. 79; 178–184). An diesen Stellen wirkt die Monographie eher wie ein Kommentar, was durch die textchronologische Gliederung der Ergebnisse noch verstärkt wird.

Judith Hindermann

**Nicoletta Brocca: Lattanzio, Agostino e la *Sibylla maga*. Ricerche sulla fortuna degli *Oracula Sibyllina* nell'Occidente latino.** Studi e Testi TardoAntichi, 11. Herder, Roma 2011. 437 p.

Complessa la materia, complessa la sua esposizione: nel suo studio l'Autrice si cimenta con l'intricata tradizione degli oracoli sibillini con rigore filologico e sensibilità per gli aspetti storico-culturali ad essa connessi. La complessità della materia è legata sia al carattere della Sibilla, figura multiforme e contradditoria, sia alla molteplicità delle recensioni delle profezie sibilline nella letteratura tardoantica; su tali questioni si concentra l'A., integrandole con riferimenti a fonti antiche e medievali. Tutto ciò si riflette nel titolo della monografia, che mette in primo piano autori come Lattanzio e Agostino, e nel sottotitolo, da cui emerge la vastità d'orizzonte dell'indagine, estesa all'Occidente latino e oltre, con *excursus* su opere in lingue volgari (cap. IV).

La monografia di Brocca, frutto di ricerche più che decennali in materia, è strutturata in quattro capitoli e in cinque appendici, che riportano i testi oracolari discussi nei capitoli. Dopo aver illustrato le variegate identità della Sibilla e le etimologie del suo nome (cap. I), l'A. tratta degli *Oracula Sibyllina* (citati secondo l'edizione di Geffcken; cap. II, pp. 93–101); poi prende in esame la loro presenza in autori cristiani greci e soprattutto latini (cap. II–IV). Tra questi spicca Lattanzio, per la frequenza di citazioni degli oracoli nella sua opera, soprattutto nelle *Divinae Institutiones*, e Agostino, per la sua importanza nella diffusione delle profezie sibilline nell'Occidente latino cristiano; inoltre è con Lattanzio che prende avvio l'esegesi cristiana del *Cumaeum carmen* menzionato nella quarta ecloga di Virgilio e identificato con un vaticinio sibillino anche da Agostino, il quale dedica un intero capitolo del *De Civitate Dei* alle Sibille (civ. 18,23). Costui inoltre, a differenza di Lattanzio, riporta in latino l'acrostico cristologico IXΘΥΣ, già trattato come profezia della Sibilla Eritrea nella costantiniana *Oratio ad sanctorum coetum* (cap. III, pp. 181–221). L'analisi dell'oracolo acrostico e della sua tradizione in ambito greco (specie nell'*Oratio*) e latino (specie in Agostino) ha un ruolo centrale, ma è accompagnata dall'esame di altre profezie sibilline soggette a interpretazione cristiana, tra cui il centone *In manus ... infidelium*, presente in Lattanzio e Agostino, e altre composizioni oracolari come i *Dicta Sibyllae magae*, di cui si trova traccia nei due autori suddetti. Nell'esaminare le fonti, l'A. si addentra in questioni più di critica testuale che non di contenuto; le correde di un'ampia bibliografia, rispetto a cui si posiziona talora in modo critico; infine fa presagire ulteriori progressi delle sue indagini filologiche in ambito «sibillino» (edizione dei vaticini della «Sibilla Tiburtina»).

Cristina Ricci

**Anne Friedrich/Anna Katharina Frings (Hgg.): *Claudius Clodianus: Der Raub der Proserpina*.** Edition Antike. Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt, Darmstadt 2009. 154 S.

2009 erschien in der Reihe *Edition Antike* die erste deutschsprachige Gesamtübersetzung des für unvollendet erachteten Epyllions zum Raub der Proserpina des spätantiken Dichters Claudius Clodianus. Die Monographie gliedert sich in drei ausgewogene Teile: eine Einleitung, den etwas längeren lateinisch-deutschen Textteil und einen Anhang mit Anmerkungen. Im Einleitungsteil gibt Anne Friedrich, dem Ziel der Edition *Leseausgaben* entsprechend, eine breitgefächerte Einführung in das Poem, die ohne «umfangreichen kritischen Apparat» auskommt: Neben einem V. Hinze folgenden «Abriss [zur] Archäologie des Demeter- und Kore-Kultes auf Sizilien» und einem Abschnitt zum historischen Kontext wird anschaulich «Clodians Behandlung des Ceres-Proserpina-Stoffes und die epische Tradition» geschildert; hier kommen sodann einige Interpretationsansätze zur Sprache. Als wesentliche Neuerung Clodians macht Friedrich die Verknüpfung des «Vulkan- und Gigantomachie-Motivs mit dem traditionellen Proserpina-Mythos» aus, wobei sie insbesondere die Fruchtbarkeits- und Heiratsthematik als natürliche und soziale Grundlage einer prosperierenden Ordnung ausformuliert und die (auf dieser Folie verständliche) Revolte des Dis zur Erlangung einer Ehefrau mit der (eindrücklichen) Dramatik der Mutter-Tochter-Beziehung kontrastiert. Passend zur in der Forschung betonten ausgeprägten Polysemie des Werks bringt Friedrich auch Reflexe auf die soziale Wirklichkeit ins Spiel, etwa auf die römische Verheiratungspraxis oder, in einem eigenen Abschnitt, auf den politischen Hintergrund der Machtsicherung nach Theodosius' Tod und der Versorgungskrise Roms in den Jahren 395–397. Vervollständigt wird dieser Teil durch einen Abschnitt über die wichtigsten Rezeptionsstationen des Mythos und insbesondere der Version Clodians bis ins 19. Jh.

Im Übersetzungsteil gelingt Friedrich und Frings eine philologisch genaue Übersetzung, die sich gleichwohl flüssig liest: Die komplexen lateinischen Verse werden zu einer verständlichen deutschen Prosaform, die insbesondere in den Proserpina betreffenden Teilen durch eine die Ambivalenzen des jungen Mädchens auch im Deutschen treffend beschreibende Sprache besticht. Dass es sich dabei auch um eine zeitgemäße Sprache handelt, kommt etwa darin zum Ausdruck, dass Begriffe wie *crimen* oder *malum* konsequent als ‹Verbrechen› oder ‹Vergehen› übersetzt werden (2,208; 2,254; 3,69; 3,92; 3,256) und nicht etwa, wie zuweilen in älteren Übersetzungen von göttlichen Übergriffen zu lesen ist, als ‹Schuld› (der vom Übergriff Betroffenen). Lediglich der sich durch das Epos ziehende Diskurs der abgewerteten Fruchtbarkeit und Mütterlichkeit der Ceres erscheint in der deutschen Übersetzung etwas abgeschwächt, z.B. wenn *numeri damnum* (1,126) als ‹geringe Kinderzahl› übersetzt wird.

Abgeschlossen wird diese sehr gelungene und hilfreiche Einführung in den Raub der Proserpina mit einem 30 Seiten umfassenden Anmerkungsteil, der auf Mythologie, Intertextualität und für die Interpretation relevante Wortspektren eingeht, sowie mit einer die wichtigste weiterführende Literatur enthaltenden Bibliographie.

Julia Klebs

**Marie-France Guiponi-Gineste: Claudien poète du monde à la cour d'Occident.** De Boccard, Paris 2010. 472 p.

Cette riche monographie sur la création poétique de Claudien (C.), à travers le prisme des descriptions (d'objets, de paysages...) et motifs qui leur sont liés, montre avec force que C. est un «poète de la totalité» (p. 416), qui compose une œuvre d'une remarquable cohérence, en ses différents genres – réhabilitation des *Carmina minora* après M.L. Ricci et H. Harich-Schwarzauer. Elle comporte cinq chapitres: chap. 1: «L'usage du mythe dans le *Rapt de Proserpine*»; chap. 2: «La représentation du pouvoir»; chap. 3: «Le temps du poète, entre engagement et retrait de la cité»; chap. 4: «Les *mirabilia*»; chap. 5: «La poétique de la réflexivité».

La démonstration, très agréable à lire, est claire et érudite, sans lourdeur: d'utiles mises au point introduisent chaque nouvelle question (par ex. sur le mythe de Proserpine, le *locus amoenus*, les *mirabilia*, l'*ornatus*...); l'A. croise avec bonheur les approches (intertextualité, linguistique, histoire, philosophie, art...), situe C. dans la tradition grecque et latine et dans le contexte culturel et idéologique de son époque et livre des analyses fines et souvent passionnantes, par ex. sur les images du tissage et du phénix qui traversent l'œuvre, sur l'espace dans les paysages du *Rapt* (chap. 1) et dans le traitement des frontières (chap. 3 et p. 404: *sphragis* des *carm. min.* 2 et 37), sur les trabées et leur portée idéologique (chap. 2), sur le Nil et les gemmes, invitation à la rêverie – *Natura parens* étant l'entité supérieure pour C. – (chap. 4), ou encore sur la représentation, et ses difficultés (chap. 5). La riche bibliographie bien à jour et les deux index, des *loci* de C. – manquent les autres auteurs cités – et des notions abordées, sont précieux. Il s'agit donc d'un ouvrage important pour les spécialistes de Claudien, d'Antiquité tardive, mais aussi pour ceux qui s'intéressent à la poésie latine.

Annick Stoehr-Monjou

**Avit de Vienne: Éloge consolatoire de la chasteté (Sur la virginité) suivi du Prologue de l'Histoire spirituelle et de la Vie de sainte Fuscinula.** Introduction, texte critique, traduction, notes et index par Nicole Hecquet-Noti. Sources Chrétiennes, 546. Éditions du Cerf, Paris 2011. 254 p.

Ce nouveau volume des *Sources chrétiennes* dédié à l'Éloge consolatoire de la chasteté adressé par Avit à sa sœur Fuscine est le troisième que N. Hecquet-Noti consacre aux œuvres de l'évêque de Vienne, après les deux tomes de l'*Histoire spirituelle* (*SC* 444 et 492). Cette première édition commentée est augmentée en annexe du texte et traduction du Prologue de l'*Histoire spirituelle* (qui manquait aux précédents volumes) ainsi que de la *Vie de sainte Fuscinula* sur l'enfance de Fuscine. N. Hecquet-Noti contribue ainsi à une connaissance élargie de l'œuvre d'Avit, dans ses dimensions historique, spirituelle et littéraire. L'Éloge consolatoire de la chasteté est d'intérêt pour l'histoire de la pensée et de l'ascétisme féminin à l'aube du VI<sup>e</sup> siècle, ainsi que pour une évolution de la pratique littéraire vers un croisement des genres. Sans doute publié après 507, ce poème de 660 hexamètres inaugure une forme originale du discours sur la chasteté. L'œuvre

intéresse aussi pour ses dimensions de consolation ou d'épithalame apposées à l'éloge et à la parénèse.

L'introduction permet une bonne appréhension de l'œuvre dans son contexte: tradition patristique et hagiographique, jalons biographiques sur l'entrée de Fuscine au couvent, modèles bibliques et littéraires, nature générique du poème, insertion dans l'œuvre d'Avit et circonstances de publication, influence tardoantique et médiévale, transmission manuscrite.

Le texte est équipé d'un triple apparat (parallèles littéraires, apparat critique condensé et sources bibliques). La traduction, la première en français, suit de très près le texte latin et sa syntaxe, et en rend la manière souvent sophistiquée. Si le commentaire ne comporte guère de remarques stylistiques (on se référera aux seules pages 62–64 de l'introduction), la traduction semble restituer certains tours allitératifs prisés par Avit (e.g. v. 104–108: *Sic mater fecunda utero, fecundior actu|Machabaea potens et prolixi funere felix| ... |inflammatque pios ad fortia facta furores*, traduit «la mère des Maccabées au ventre fécond et aux actions plus fécondes encore, rendue forte et bienheureuse par la mort de ses fils, [...] en flamme leurs pieux élans vers des actes de courage»). Et puisqu'il est question ici de la mère des Maccabées, on notera que l'utilisation de cet *exemplum* biblique transite peut-être par l'emploi qu'en fait Eusèbe de Césarée pour qualifier le courage viril de Blandine lors de son martyre (*hist. eccl.* 5,1,55). L'influence du récit hagiographique est sans doute également à mentionner pour l'image de la victoire sur le serpent foulé aux pieds sur le chemin pentu de la vertu (v. 120–121) qui rappelle la première vision de la *Passion de Perpétue* (4,7) où la future martyre fait de même avant de gravir une échelle céleste, motif qui connaîtra une grande fortune dans la mystique médiévale.

Les notes, rédigées avec clarté, permettent d'appréhender le texte dans ses dimensions exégétique et parénétique, en soulignant les enjeux théologiques derrière les thèmes topiques. On aurait pu souhaiter quelques développements plus nourris sur la polémique christologique contre le monophysisme et sur la mariologie en commentaire aux vers 201–218 (v. 203: *conciperet cum carne Deum*; v. 205: *a genetricie satus*; v. 215: *factorem portare suum Dominumque perennem|edere*; v. 217–218: *Christum| ... concipiens*): la référence au Symbole de Chalcédoine et au *Contre Eutychès* est succincte (p. 143, n. 3); les remarques sur Marie, son «statut particulier de mère de Dieu» (p. 29) et sa «virginité féconde» (p. 145, n. 2) ne soulignent pas l'importance théologique du titre de *theotokos* attribué à la Vierge. De même l'image de l'étroit sentier (v. 137), si elle sert bien à «illustrer le choix de vie des moniales» appellera une comparaison avec l'apologue d'Hercule christianisé par Prudence (*ham.* 791–801) dans une perspective polémique comme eschatologique.

À la bibliographie qui couvre une large tranche chronologique, on ajoutera I. Stahlmann, *Der gefesselte Sexus. Weibliche Keuschheit und Askese im Westen des Römischen Reiches*, Berlin 1997. Un triple index – scripturaire, des auteurs anciens et des noms propres – complète ce beau volume qui rend efficacement accessible un texte dont l'intérêt est maintenant démontré.

Laure Chappuis Sandoz

**Darete Frigio: La storia della distruzione di Troia.** Introduzione, testo, traduzione e note di Giovanni Garbugino. Studi e Ricerche, 98. Edizioni dell'Orso, Alessandria 2011. 135 pp.

Esistono testi delle letterature antiche, soprattutto di età tarda, che non rientrano nei canoni abituali dei generi «alti» e, per colpa di questa intrinseca *deminutio*, suscitano meno interesse tra gli studiosi moderni, ma, per singolare contrappasso, hanno goduto di larga fortuna nei secoli passati al punto di diventare uno dei tratti più significativi della civiltà antica nella cultura medievale e moderna.

È questo il caso dell'anonima *De excidio Troiae historia*, la cui paternità è attribuita in maniera fittizia a Daret Frigio, un sacerdote troiano di Efesto menzionato nel quinto canto dell'*Iliade*: si tratta di un'opera assegnabile al V/VI sec. d.C., rientrante a pieno titolo in quella produzione di intrattenimento particolarmente fiorente in quel periodo, per tematica (la guerra di Troia, ma con la presenza di episodi diversamente narrati o addirittura aggiunti rispetto alla tradizione omerica e virgiliana) affine all'*Ephemeris belli Troiani* di Ditti Cretese, di cui però il nostro testo rappresenta il contraltare a causa del punto di vista del narratore favorevole alla causa troiana.

Dell'*historia* di Daret (che nel Medioevo rappresentò uno dei fondamenti del *Roman de Troie* di Benoît de Saint-Maure e di tutta la susseguente letteratura cavalleresca per il suo ruolo di integrazione dell'*Eneide*) possiamo ora disporre di una nuova edizione a cura di Giovanni Garbugino, studioso che si è ampiamente dedicato allo studio di questa tipologia letteraria (come confermato, ad esempio, dall'edizione del 2010 dell'*Historia Apollonii regis Tyri*).

Il volume si articola in una *Introduzione* (pp. 5–20) che riepiloga in maniera sintetica i principali punti critici, seguita da una *Bibliografia* di riferimento (pp. 21–24): entrambe precedono il testo (pp. 28–133), che riproduce quello dell'edizione teubneriana di Meister del 1873 (col relativo apparato critico), accompagnato da una felice traduzione (la prima in lingua italiana della redazione Meister), e col corredo di sobrie note che illustrano qualche variante testuale (ma sostanzialmente Garbugino non si distacca dal suo predecessore, accogliendone in larga misura le scelte) e alcune peculiarità narrative che distinguono Daret dal modello iliadico e della tradizione epica. Si prenda l'esempio della nota 106 al cap. XXIX: giustamente lo studioso sottolinea la particolarità di un'*aristia* di Troilo posteriore alla morte di Ettore, di cui Omero non fa menzione, ma che viene in modo opportuno interpretata come il segno di una valorizzazione del ruolo di questo personaggio, rappresentandone «il fondamento del maggior sviluppo della sua figura nella tradizione medievale» (p. 99). Più articolato risulta il corpo di note all'epistola prefatoria al testo: come noto, Cornelio Nepote scrive a Sallustio di aver trovato ad Atene la storia di Daret e di averlo tradotto in latino. Si tratta ovviamente di una finzione letteraria, le cui motivazioni sono ben illustrate da Garbugino, il quale sottolinea come la scoperta di un manoscritto sia una «costante del genere romanzesco» (n. 2, p. 29) che contribuisce a rinsaldare la veridicità della narrazione, la quale, sebbene composta da chi «effettivamente» partecipò alla guerra troiana, deve ugualmente competere con un antagonista di straordinaria autorevolezza, come il poema omerico. Particolarmente acute sono le ragioni addotte dallo studioso per giustificare la scelta di indicare proprio Nepote quale autore, motivata col fatto che «i suoi *Chronica* abbracciavano la totalità della storia conosciuta a partire dalla guerra di Troia» (n. 1, p. 29).

Ma è soprattutto nell'*Introduzione* che Garbugino mette a fuoco le sue riflessioni sulle varie problematiche critiche del testo: in quasi tutti i casi assume una posizione equilibrata e condivisibile, pur senza apportare nuovi e dirimenti argomenti, ma valorizzando al meglio la letteratura critica anteriore di cui spesso fornisce una succinta, ma lucida sintesi.

In modo particolare lo studioso discute la *vexata quaestio* dell'esistenza di un originale greco, forse collocabile al tempo di Antonino Pio quando erano particolarmente di moda le riscritture omeriche negli ambienti della seconda sofistica. A differenza della posizione più estremista di Jan Stenger (*Dares Phrygius und kein griechisches Original*, «Grazer Beiträge» 24, 2005, 175–190, in particolare 184–188), che non dà credito alla presenza di questo originale, Garbugino la considera, in linea con la maggioranza degli studiosi, plausibile (un buon argomento è fornito dal fatto che pare oggettivamente difficile che un autore della tarda latinità conoscesse un testo rimasto sempre confinato ai margini della grecità, come la *Biblioteca* di Diodoro Siculo, da cui Daret sembra dipendere per i primi tre capitoli, come dimostrato da Andreas Beschorner in *Untersuchungen zu Dares Phrygius*, Tübinga 1992 alle pp. 218–224, anche se è forse eccessivo ricavare troppe conclusioni da un originale solo ipotizzato (non comprendo su quale fondamento si possa parlare a p. 12 di «fervida vena inventiva del presunto modello greco»). Qualche ulteriore perplessità, tuttavia, potrebbe, a mio parere, derivare dal fatto che uno scrittore del V secolo possa scegliere di richiamarsi deliberatamente a un modello greco di almeno tre secoli prima: se quest'ultimo fosse stato particolarmente autorevole e diffuso, forse ne sarebbero sopravvissute parti più consistenti delle poche, ipotetiche tracce ricostruite dagli studiosi moderni (a meno di non prendere in considerazione l'ipotesi, su cui si tornerà in seguito, che il testo che noi leggiamo sia l'epitome di un'anteriore versione latina più ricca, andata però perduta). Non potrebbe, invece, darsi il caso che l'espedito della traduzione da un originale greco rientri anch'esso nella strategia dell'autore di accrescere e garantire al lettore la veridicità delle sue parole?

Al problema del modello greco si riallaccia anche la discussione sulla natura e sulla funzione del testo latino: Garbugino sostiene che la versione che noi leggiamo sarebbe in realtà un'epitome,

motivando questa conclusione con l'analisi di alcuni brani (peraltro già segnalati da altri studiosi, come Willy Schetter e Dennis R. Bradley, come dichiarato dallo studioso a p. 10) da cui emergerebbe una certa sciatteria narrativa (ad esempio nel cap. XXXV nel quale Aiace viene raffigurato combattente *nudus*, ovvero, come ben traduce Garbugino, «senza armatura»), aggravata, inoltre, da uno stile asciutto e ripetitivo.

La natura del testo può, quindi, trovare nell'epitome una sua conclusione se non certa (Beschorner, ad esempio, è contrario, ritenendo che l'autore abbia intenzionalmente proceduto a questo tipo di composizione), almeno plausibile (e argomentabile). Questo punto è associato dallo studioso a una riflessione più generale sulla funzione del testo di Daret, che viene ricondotto all'interno del filone della letteratura parodica, adottando le conclusioni già di Beschorner e di Stenger. Garbugino sottolinea il contrasto stridente tra la volontà dell'autore di inquadrare la sua narrazione all'interno del genere storiografico (Daret, alla conclusione del testo al cap. XLIV, definisce tutto il racconto con l'espressione *acta diurna*, che, come nota Garbugino a p. 6 e poi a p. 133, n. 148, rappresenta probabilmente la traduzione di *ephemeris*) e il gusto per l'iperbole e per la rielaborazione spregiudicata degli eventi (Daret si rivelerebbe un narratore «inaffidabile», poiché elimina dalla narrazione una serie di episodi, come l'abbandono di Filottete, che avrebbero indubbiamente giovato alla sua causa filo-troiana). Suscita, però, a mio parere, qualche perplessità il legame che Garbugino intreccia tra la forma letteraria della parodia e la brevità del testo di Daret (su cui insiste in particolare a p. 13): il meccanismo della parodia (ben esemplificato da un'opera di non certo scarsa struttura narrativa, come il *Satyricon* petroniano) si attiva nel momento in cui il lettore riconosce il capovolgimento in chiave comica (o comunque grottesca) di aspetti significativi e caratterizzanti di un genere «alto» (tra cui, a buon diritto, rientra l'epica). Nel caso di Daret assistiamo alla rielaborazione di qualche episodio senza però che risulti intaccata la natura epica della narrazione: forse si potrebbe parlare più propriamente di letteratura di «intrattenimento», che rielabora, in forma abbreviata e meno sistematica, i testi «alti» a favore di un pubblico più ampio, ma meno sofisticato.

La discussione di Garbugino, come detto e dimostrato, è meditata e informata; a mio avviso, il quadro poteva essere ampliato con ulteriori riferimenti: mi sorprende, ad esempio, l'assenza dei ben noti studi di Marco Scaffai intorno alla cosiddetta *Ilias Latina* (ad esempio l'edizione di Bebio Italico, Bologna 1997), mentre tra i contributi più recenti manca almeno il lavoro di Sidy Diop, «L'image troyenne et sa fonction narrative chez Darès de Phrygie et Dictys de Crète», in: M. Fartzoff/M. Faudot/É. Geny/M.-R. Guelfucci (edd.): *Reconstruire Troie: permanence et renaissances d'une cité emblématique*, Besançon 2009, 121–143.

Ciò nulla toglie all'edizione di Garbugino che resta un buon punto di riferimento, soprattutto per i lettori italiani.

Sergio Audano

*François Guillaumont, Patrick Laurence (éds.): La présence de l'histoire dans l'épistolaire.* Presses Universitaires François-Rabelais, Tours 2012. 496 p.

Der vorliegende siebte Band der Reihe *Epistulae antiquae* (hervorgegangen aus der Tagung «L'épistolaire antique et ses prolongements européens», 24.–26. Nov. 2010 in Tours) widmet sich dem Thema der «*histoire*» im Brief und konzentriert sich damit wie schon der vorhergehende sechste Band zur Trauer auf ein einziges Thema innerhalb der Gattung Brief. Wie der Titel verrät, ist der zeitliche Rahmen weitgesteckt. Untersucht werden primär lateinische (aber auch griechische und französische) Briefe aus Antike, Spätantike, Mittelalter, Humanismus/Renaissance und dem 20. Jahrhundert, wobei Autoren wie Cicero, Ovid und Seneca mehrere Beiträge gewidmet sind. Gegliedert sind die verschiedenen Artikel thematisch in fünf Kapitel («1. La présence de l'*histoire* et ses différentes formes»; «2. Genres épistolaire et genre historique»; «3. La présence du passé dans l'épistolaire»; «4. L'épistolier témoin de son temps»; «5. L'épistolier et sa propre histoire»). Beschlossen wird der Band durch eine umfangreiche Bibliographie (S. 465–496).

Die «*histoire*» wird in der Einführung (S. 13–19) in Anlehnung an Marrou (1954) als «la connaissance du passé humain» und «ce passé lui-même» (S. 13) verstanden. Eine weitergehende theoretische Einbettung der einzelnen Beiträge und eine Präzisierung der Fragestellung fehlen jedoch, was die angestrebte «cohésion» (S. 11) des Sammelbandes mindert. Die einzelnen Autoren behandeln unter dem Oberthema der «Geschichte» so unterschiedliche Themen wie den Gebrauch von (historischen, literarischen und mythischen) *exempla*, das Verhältnis zwischen Epistolographie und

Geschichtsschreibung, die Darstellung bestimmter historischer Ereignisse oder Personen sowie das Kreieren der eigenen Historie in Briefform. Durch den in zeitlicher, theoretischer und thematischer Hinsicht sehr offenen Rahmen entsteht – insbesondere im vierten und fünften Kapitel – der Eindruck, dass irgendwie alles Geschichte ist. Eine enger gefasste Fragestellung wie z.B. im zweiten Kapitel nach dem wichtigen und schon bei antiken Autoren thematisierten Verhältnis zwischen Geschichtsschreibung und Epistolographie wäre zielführender gewesen (vgl. dazu etwa den interessanten Beitrag von Beat Naf S. 81–91 über den Topos des «Se taire sur l'histoire» bei Cicero, Plinius, Hieronymus und Sidonius Apollinaris).

Judith Hindermann

**Michèle Lowrie: Writing, Performance, and Authority in Augustan Rome.** Oxford University Press, Oxford/New York 2009. XVI, 426 S.

Die vorliegende Studie nimmt ihren Ausgang von der These, dass in der lateinischen Literatur der ausgehenden Republik und des frühen Prinzipats die Frage nach den Möglichkeiten und Grenzen literarischer Repräsentation in immer neuen Brechungen verhandelt werde. In der Auseinandersetzung mit verschiedenen Repräsentationsmedien macht Michèle Lowrie (M.L.) geradezu ein Leitmotiv der Dichtung der Zeit aus; dabei werde insbesondere das Spannungsverhältnis zweier unterschiedlicher Aspekte von Literatur bedacht: von Literatur als einer mündlichen, im Vortrag aktualisierten respektive als einer eminent schriftgebundenen Kunst. M.L. spricht von der «persistent dialectic [...] between literature as living voice and as dead but eternal letter, between pragmatics and representation» (VIII) und betont, dass diese Spannung nie einfach aufgelöst werde, sondern als «productive interaction» aufrechterhalten werde.

Die ersten beiden Kapitel des Buches bieten Prolegomena zu den folgenden Einzelstudien. In Auseinandersetzung mit Vergils *Aeneis* werden, ausgehend vom Verb *cano* in *Aen.* 1,1, zunächst die Begriffe und Konzepte skizziert, die im Fortgang des Buchs von M.L. in ihren Wechselverhältnissen beschrieben und untersucht werden (presence, authenticity, performance/performativity, representation, etc.). Das zweite Kapitel («Some Background», 24–60) schafft einen kurzen Überblick über Formen der medialen Selbstreflexion in der vor-augusteischen Literatur (bes. Kallimachos, Lukrez, Catull); lohnend sind hier die Überlegungen auf den S. 48–60, wo gezeigt wird, wie in der augusteischen Literatur mit der Denkfigur des verlorenen Ursprungs in einer mündlichen Gesangskultur operiert wird.

Es folgen vierzehn Kapitel, welche zu vier grossen Einheiten zusammengestellt sind. In «Part I: Writing, Performance, and Performativity» (63–212) wird zunächst die alte Frage, ob Horaz' *Oden* als Aufführungs- oder Lesetexte aufzufassen seien, programmatisch verworfen: Die Unbestimmtheit liege in der Struktur der *Oden* selbst begründet und zuletzt sei «the controversy as a whole [...] more faithful to the text than any one position» (74). M.L.s Diskussion des *carmen saeculare* (123–141) zeigt auf, dass selbst hier, wo die Aufführung des Liedes extern bezeugt ist, das Verhältnis von *performance* und Text sich unerwartet komplex gestaltet; insbesondere überzeugt dabei M.L.s Insistenz auf der markierten Textualität der *acta* des Saekularfestes, in denen sich die Zwischenstellung des *carmen saeculare* zwischen Anlassgebundenheit und Überzeitlichkeit spiegelt (132–140). Auf Untersuchungen zu Vergil (142–174; bes. zu *ecl.* 5, *georg.* 3 und zu Ekphraseis in der *Aen.*) folgt eine Diskussion der Liebeseliege (Properz, Ovid), die sich wesentlich dem Verhältnis der Elegie zu den «offiziellen» Repräsentationspraktiken des Prinzipats (Triumph, Monument, Inschrift) sowie auf die Thematisierung von Schriftstücken im Liebesdiskurs (etwa die *tabellae* in Ov. *am.* 1,11.12) konzentriert (175–212).

Der kürzere zweite Abschnitt, «Part II: Performance and the Augustan Literary Epistle» (214–275), setzt sich mit der Gattung der Versepistel auseinander, welche die Schrift in den Fokus stelle und dabei die Möglichkeiten literarischer Kommunikation überhaupt reflektiere. Die gelungene Diskussion von Hor. *epist.* 1,19 vermag aufzuzeigen, dass in der Auseinandersetzung mit der *recitatio*, jenem Zwischenbereich von *performance*- und Schriftkultur, der soziale Ort der Literatur in Rom thematisiert wird.

Mit «Part III: Writing, Performance, and Politics» (279–323) verlässt M.L. die Sphäre der Dichtung und setzt sich zunächst mit Augustus' *Res gestae* auseinander, ehe eine Reihe augusteischer Monuments, allen voran die *Ara Pacis*, diskutiert werden. Dabei kommt einer Analyse der von Augustus

beanspruchten *auctoritas*, von M.L. bestimmt als «performative power dependent on representation» (280), besondere Bedeutung zu (bes. 283–294).

Der anregende letzte Abschnitt, «Part IV: Reading and the Law» (325–382), rekonstruiert den Begriff des Gesetzes als einen paradigmatischen Fall «pragmatischer Sprache» und zeigt, dass die Dichtung (besprochen werden Hor. *sat.* 2,1, Prop. 4,11 und Ov. *trist.* 2) in der Auseinandersetzung mit dem juridischen Diskurs ihre eigene Wirkmacht und Verantwortlichkeit auslotet.

M.L.s beeindruckendes Buch überzeugt ebenso in seiner Gesamtargumentation wie in den einzelnen Textinterpretationen, wo die Thesen nicht selten bis in philologische Detailfragen hinein verfolgt und präzise ausgearbeitet werden (e.g. 14–15 zu *canere* und *carmen*). Als Leser würde man sich einzig wünschen, dass die von M.L. vorgelegten Studien besser zu einer Einheit zusammengeführt worden wären: Das Arrangement der einzelnen Untersuchungen in den vier Hauptteilen ist nicht immer nachvollziehbar, und auch die Aufnahme der Studien im Band scheint mitunter zufällig. Vielleicht hätte M.L. gut daran getan, an der ausführlicheren Einleitung festzuhalten, die sie eliminiert habe, um Wiederholungen vorzubeugen (so XII)? Der Eindruck mangelnder Einheit mag aber auch in der Entstehung des Buches begründet liegen: Zu Teilen besteht es aus Überarbeitungen anderweitig publizierter Ergebnisse (XIII), und überhaupt zieht M.L. die Summe aus ihren zahlreichen und wichtigen Publikationen zur augusteischen Literatur. So nimmt denn auch M.L.s eigene Forschung mit 23 genannten Titeln im Literaturverzeichnis am meisten Raum ein.

Gelegentlich finden sich in den Fussnoten Siglen, die in der Bibliographie nicht aufgelöst werden (e.g. S. 31 Anm. 28), und der Bezug einiger Fussnoten zum Haupttext stellt den Leser vor Rätsel (e.g. S. 4 Anm. 7; S. 128 Anm. 18); solche Vorkommnisse sind indes selten und stellen den hohen Produktionsstandard des umfangreichen Werkes nirgends in Frage. Das Abkürzungs- und Literaturverzeichnis (383–410) belegt die intensive Auseinandersetzung mit der relevanten Forschung und berücksichtigt selbstverständlich auch nicht-englischsprachige Titel. Ein *Index Locorum* (411–418) und ein *Subject Index* (419–426) erschliessen das umfangreiche Werk zuverlässig.

Cédric Scheidegger Lämmle

**Rex Winsbury: The Roman Book. Books, Publishing and Performance in Classical Rome.** Bristol Classical Press, London/New York 2009. XII, 236 S.

Dem Umschlagtext und der *Preface* (XI) dieses Büchleins ist zu entnehmen, dass sein Autor, Rex Winsbury (R.W.), nach einem Studium der Classical Studies in Oxford eine erfolgreiche Karriere in führenden Medienhäusern Grossbritanniens hinter sich gebracht hatte, ehe er sich mit der vorliegenden Arbeit wieder der Antikenforschung zuwandte und schliesslich an der University of London promoviert wurde. R.W. erklärt, dass dem Buchprojekt denn auch der Wunsch zugrunde liege, die eigenen Erfahrungen mit Britanniens *publishing industry* für die Untersuchung des Alten Rom fruchtbar zu machen: «How did they do it?» (XI). Dass dabei ein kurzweiliges Werk entstanden ist, erstaunt nicht weiter und zeigt sich bereits an den Kapitelüberschriften (z.B. «Format wars: scroll vs. codex, papyrus vs. parchment, pagan vs. Christian», «Don't mess up the aesthetics: marching columns and rivers of letters», «Books for looks: the library shelves as imperial patronage»). Bristol Classical Press hat das Verdienst, die Schrift in dieser angenehm unorthodoxen Form gedruckt und in die Reihe *Classical Literature and Society* aufgenommen zu haben.

In seiner *Introduction* (3–11) weist R.W. mit Nachdruck auf die Andersartigkeit des römischen Buchwesens hin und erklärt, dass dessen Darstellung an «the Scylla of anachronism and the Charybdis of incomprehensibility» vorbeizusteuern habe: Zwar hat man sich von modernen Vorannahmen und falschen Analogien zu lösen (anders als R.W.s Buhmann Theodor Birt), die moderne Terminologie aber doch so weit beizubehalten, dass die Ausführungen verständlich bleiben. Auf die Einführung folgen sechs Sktionen, die sich jeweils in zwei oder mehr Kapitel gliedern: «What was the Roman book?» (15–50) bespricht die Zeugnisse für die physische Gestalt der Buchrolle. «Deconstructing the Roman book trade» (53–75) räumt mit der alten Ansicht von Atticus' Verlagshaus auf und bestimmt den Buchhandel als marginale Erscheinung. «What the Latin tells us» (77–91) widmet sich zunächst den *termini* für die verschiedenen Akteure im Literaturbetrieb und weist auf die Bedeutung der Sklaven hin, ehe die Begriffe der Buchproduktion und -veröffentlichung besprochen werden. «Texts

in an oral/aural society» (95–125) verortet die *recitatio* im «publishing circle» des Alten Rom und erkennt ihr zentrale Bedeutung zu und streicht die Bedeutung der Sprech- und Gesangskultur in Rom heraus. «The perils of publishing» (127–143) widmet sich dem Nachleben römischer Bücher und lässt vom Abschreibefehler über Plagiate hin zu Buchwürmern und -verbrennungen jegliche Gefährdungen antiker Schriftstücke zur Sprache kommen. «Gluing it all together» (145–173), vielleicht das ambitionierteste Kapitel des Buches, macht sich an die soziologische Verortung der römischen Literaturkultur, ehe zwei *Appendices* (175–179) die Frage römischer Stenographie und des Dichtertopos vom weltweiten Ruhm beleuchten. Es folgen die *Notes* (181–222), eine ausgewogene *Bibliography* (223–229) und ein *Index* (231–236).

R.W.s Buch ist als Einführung ins Thema unbedingt zu empfehlen; ähnlich kurzweilig wird man die Fülle an Material, die einem hier geboten wird, nirgends aufbereitet finden. Das Buch will zum Nachdenken anregen und unterlässt es dabei auch nicht, den Leser bisweilen zu provozieren; abschliessende Antworten und trockenes Handbuchwissen wird man dagegen vergeblich suchen.

Cédric Scheidegger Lämmle

**Sean Alexander Gurd: Work in Progress. Literary Revision as Social Performance in Ancient Rome.**

American Classical Studies 57. OUP, Oxford/New York 2012. 167 S.

In der vorliegenden Studie widmet sich Sean Alexander Gurd (S.A.G.) dem Phänomen der Überarbeitung und Revision von Texten in der Antike. Er versucht dabei, Erkenntnisse der in der neuphilologischen Editionswissenschaft aufgekommenen *critique génétique* für die griechisch-römische Literatur fruchtbar zu machen (S. 3–4). Zwar kennen wir aus der Antike kaum Dokumente, die Überarbeitungsspuren aufweisen (einige vermutlich autograph Papyri werden auf S. 16–17 m. Anm. 44 besprochen), der Vorgang der Revision wurde jedoch in der Literatur selbst thematisiert. Dieser Diskurs habe es den antiken Autoren erlaubt, «to think through problems of selfhood, textuality, and social context» (S. 4). Besonders erweise sich das Überarbeiten von literarischen Texten selbst als Feld sozialer Interaktion.

Die «Introduction» (S. 3–23) bietet einen Überblick über Zeugnisse antiker Revisionspraktiken. S.A.G. bestimmt Revision als «process of proliferating variants» (S. 17), der nicht allein mit dem antiken Anspruch an die Kunstfertigkeit eines Autors zu erklären sei, sondern sogar mit diesem in Widerspruch geraten könne (S. 18–21; vgl. auch 78–91). Vielmehr sei der Revisionsprozess als Auseinandersetzung mit und Einbezug der Perspektive anderer zu begreifen (S. 22–23). Ausgehend vom Phänomen der progymnastischen Metaphrasis erklärt S.A.G. im zweiten Kapitel, Kritik und Überarbeitung von Schriften hätten in der antiken Schulpraxis einen hohen Stellenwert gehabt (S. 25–28). In den untersuchten Texten Isokrates', Platons und Quintilians macht er ebenfalls eine eminent pädagogische Auffassung des Revisionsprozesses aus. Die positive Bewertung der Revision bringe dabei die paradoxale Abwertung der Perfektion zugunsten des (potentiell unabschliessbaren) Vorgangs der Perfektionierung mit sich: «To be *perfectus* means to be not yet, not now or ever, complete» (S. 47).

In den Kapiteln 3–5 leitet S.A.G. zur römischen Literatur über und bietet Studien zu Cicero (Kap. 3), Horaz (Kap. 4) und Plinius (Kap. 5). S.A.G.s Diskussion Ciceros (S. 49–76) konzentriert sich zunächst auf Selbstzeugnisse in den Briefen und diskutiert dann *De re publica* als einen potentiell offenen Text (56). Das Werk *De re publica* entspreche für Cicero damit dem Staatswesen, von dem Cicero erklärt, es bedürfe andauernder Pflege und Erneuerung (*rep.* 5,1–2). Die Fortsetzung des Kapitels ist dem Antagonismus von Cicero und Caesar gewidmet: Cicero, der S.A.G. zufolge geradezu als Verfechter kollektiver Autorschaft auftritt und die wankende *res publica* in der literarischen Praxis wiederherzustellen versucht, opponiere gegen «Caesar's reforming autocracy» (S. 57). So werde im *Brutus* einerseits deutlich, dass die von Caesar angestrebte Formvollendung Ciceros Ideal von Kollaboration und Unabgeschlossenheit widerspreche (S. 57–63); andererseits zeige sich das Scheitern dieses Ideals in Ciceros Umgang mit Caesar (S. 64–66). Im Fortgang des Buchs bemüht sich S.A.G., das disparate Material als Stationen einer Entwicklungsgeschichte zu präsentieren. So erklärt er im vierten Kapitel Horaz' Auseinandersetzung mit dem Phänomen der Revision aus den soziopolitischen Bedingungen des augusteischen Prizipats heraus; sie wird damit zur Neuauflage des

Konfliktes zwischen Cicero und Caesar. Während Cicero aber die gleichberechtigte Partizipation der aristokratischen Elite propagiert habe, würden Literaturkritik und Revision von Horaz vollends als hegemonial entlarvt: «Cicero's dialogue of equals was no longer possible» (S. 78, Herv. Vf.). Mit Plinius, dem das abschliessende fünfte Kapitel gilt, sieht S.A.G. eine weitere Entwicklungsstufe des Revisionsdiskurses erreicht: Plinius vermitte in seinem Werk zwischen einer privilegierten Leserschaft, deren Meinungen und Rückmeldungen sein Schaffen beeinflussen («genetic readers»), und einer allgemeinen, potentiell anonymen Leserschaft, die nur seine bereits abgeschlossenen Werke kenne («general readers», S. 113–118). So schaffe Plinius gleichsam sein eigenes, spezifisch literarisches und nicht-politisches Publikum (S. 105), womit er die für Cicero und Horaz virulenten Probleme im Verhältnis von Literatur und politischer Macht einer ‹Lösung› zuführe (S. 106).

S.A.G.s Buch hat das Verdienst, das grundlegende und doch selten behandelte Phänomen der Revision anzugehen und das relevante Material nicht nur klug und gut lesbar zu präsentieren, sondern auch in seinen Querverbindungen und kulturgeschichtlichen Zusammenhängen offenzulegen. Seine Interpretationen überzeugen indessen nicht immer; so erscheint der behauptete Entwicklungs-Dreischritt von Cicero über Horaz zu Plinius allzu holzschnittartig. Und während S.A.G. mit Recht auf die soziale Bedeutung von Überarbeitungsvorgängen hinweist, geht der verschiedentlich anklingende Umkehrschluss zu weit, die Autoren hätten die Fertigstellung der Texte deswegen negativ beurteilt oder gar bewusst gemieden (so S. 51 u.ö.). Viele Fragen bleiben offen: Wie lässt sich etwa die Wertschätzung der Revision bei den untersuchten Autoren mit ihrem Ruhmstreben oder ihrem Bemühen um ein geschlossenes Œuvre vereinbaren? Wie verhält sich bei Horaz die Thematisierung der Revision in den hexametrischen Werken zu den *Carmina*? Lässt sich der für Plinius behauptete Ausgleich von *genetic* und *general readers* nicht auch bei den anderen Autoren beobachten? Solche Fragen zeigen indes, dass das Buch sein Ziel erreicht hat und zum Nachdenken anregt. Es müsste ja verwundern, hätte S.A.G.s *Work in Progress* das Thema abschliessend behandelt.

Cédric Scheidegger Lämmle

**Ari Saastamoinen: The phraseology of Latin building inscriptions in Roman North Africa.** Commentationes humanarum litterarum 127. Finnish Society of Sciences and Letters, Helsinki 2010. 646 p.  
 Les linguistes ont à l'égard des documents épigraphiques ce sentiment frustrant qu'ils recèlent des trésors énonciatifs dont ils ne peuvent faire usage par défaut d'un accès commode; quant aux littéraires, s'ils n'y lisent pas de vers, ils passent. C'est dire l'intérêt que suscite cet ouvrage remarquable, tout entier organisé autour d'un catalogue de mille et deux inscriptions – une de plus eût donné un bienvenu tour de légèreté mozartienne à un ensemble assurément fort sérieux –, par ailleurs accessibles online, et précédées d'une très consistante étude (p. 15–405). L'enquête ne concerne que les inscriptions dédicatoires d'une période qui n'excède pas 430 et l'arrivée des Vandales. On n'y trouvera donc que du latin classique, configuré selon une grammaticalité administrative et d'artificialité encore plus forte que celle du latin le plus strictement littéraire. On peut donc légitimement dépasser les visées initiales de l'auteur et considérer son entreprise comme une tentative de dégager la grammaticalité d'un idiolecte constitué comme la marque phatique d'un adoubement social. En ce sens, une inscription ne communique rien, elle désigne. Ainsi, lorsque l'auteur considère les formules d'embrayage (p. 63–100), mais aussi la structure actantielle («The Subject Part», p. 101–154; «The Object Part», p. 155–234) et enfin les développements rhétmatiques («The Predicate Part», p. 235–383) constitutifs d'un *titulus*, il ne fait que dégager les traits distinctifs d'un objet de communication qui n'a plus besoin d'être compris pour constituer un message satisfaisant celui qui l'émet et celui qui le reçoit, et que ses abréviations réduisent à n'être plus que l'inutilement déchiffrable icône d'un narcissisme manipulateur et parfois clairement psychopathique, romain. L'auteur cependant n'est pas un linguiste, mais un historien qui présente son matériel sous la forme d'un catalogue raisonné sur des critères statistiques et chronologiques. La conclusion proposée (p. 384–404) présente de manière synthétique et présumablement à moitié volontaire l'évolution double d'une psychologie de l'image de soi et d'une sociologie du don, et cela seul suffit à fonder l'excellence de ce très utile ouvrage. Au défillement des inscriptions rassemblées dans l'annexe finale, l'œil linguistique verra pour sa part non seulement les variances d'un ordre Sujet–Objet–Verbe, conservé pour n'être pas celui du locuteur

standard de l'oralité latine, mais aussi les oscillations d'individus qui n'ont jamais pu se résoudre à fixer la place réciproque des actants et des circonstants, c'est-à-dire à décider s'il faut commencer une phrase par l'exposé de l'action ou par la présentation de son cadre; mais on peut agir avant de regarder ou regarder avant d'agir – il n'est là question que de personnalité.

Carole Fry

*Claude Moussy: La polysémie en latin.* Lingua latina 12. Presses de l'Université de Paris-Sorbonne, Paris 2011. 320 p.

Claude Moussy est un impeccable sémanticien et l'on doit se féliciter de voir commodément réunies en volume dix-neuf contributions choisies par lui-même et auparavant publiées en des lieux d'inaccessibilité variable. L'introduction et les trois premiers chapitres du livre (p. 7–54: «La structure du signifié: utilité et limites de l'analyse en traits pertinents»; «Les métaphores lexicalisées et l'analyse sémique»; «Champ lexical et polysémie: l'expression du pardon en latin») forment solidairement un exposé programmatique et général. Par l'exemple et l'induction, l'analyse sémique y est non seulement exposée mais aussi sollicitée jusqu'à des limites que Claude Moussy dépasse en usant des moyens plus classiques de l'enquête linguistique et littéraire. On restera toutefois attentif à la qualité des résultats obtenus par une méthode qui permet d'isoler les constituants distinctifs d'une unité de sens jusqu'à en permettre l'opposition en paires minimales, comme on le ferait en phonologie. Assurément, les sémèmes ne sont pas aussi nettement opposables que les phonèmes et il manque à la sémantique de pouvoir se mécaniser comme le fait la phonétique en se référant à la dynamique articulatoire. Toutefois, et les travaux de Claude Moussy le montrent non seulement par leur qualité mais aussi par la multiplication des cas qu'ils proposent, l'analyse sémique permet plus que d'autres de rendre patentes les diverses déclinaisons de polysémiés, fussent-elles intrinsèques et internes ou contextuelles et externes. Ceux que de telles austérités auront découragés se contenteront de lire les deux avant-derniers chapitres consacrés l'un à *probabilis*, l'autre à *secundus*. L'un fournira un aperçu hautement profitable sur la conception romaine de la véridicité, l'autre vaudra pour ce qu'il apporte de renseignements sur la cognition de l'ordre séquentiel. Outre des résultats fort profitables, mais malgré tout réduits à eux-mêmes, on tirera également de ce livre de quoi étendre le regard sur l'au-delà de la généralité du sens et se gagner – ou se conforter – cette manière analytique qui fait voir le fond des mots et jeter sur le *Thesaurus linguae Latinae* un œil parfois critique. On lira aussi ce livre pour y trouver une leçon d'écriture, car Claude Moussy est de ceux que les fées Simplicité, Élégance et Clarté ont visités et jamais on ne le voit se laisser entraîner aux verbeuses blandices d'une linguistique parfois patoisante à force d'être moderne. On en reçoit de l'inattendue et bienfaisante fraîcheur.

Carole Fry

*Claude Moussy (dir.): Espace et temps en latin.* Lingua Latina 13. Presses de l'Université de Paris-Sorbonne, Paris 2011. 248 p.

Les catégories latines de l'espace et du temps sont à ce point intriquées qu'il reste aujourd'hui encore impossible de déterminer si les mécanismes de l'expression du temps se sont vraiment ou non constitués à l'image de ceux de l'expression de l'espace, par métaphorisation du concret vers l'abstrait, selon l'ordonnancement conceptuel voulu par Varron (*ling.* 5,10–12). Dans son avant-propos d'éiteur, Claude Moussy reprend sa houlette de sémanticien, dresse l'inventaire des données du problème et présente en perspective cavalière quelques résultats lexicaux significatifs de cette intrication assez génératrice de troubles pour ne pas mobiliser que le vocabulaire de l'espace dans la constitution de celui du temps. Le volume comporte quinze communications dont les neuf premières concernent les aspects lexicologiques et sémantiques de cette problématique (p. 13–153). Par la contrainte du genre, la matière s'y trouve éclatée en analyses et constats dispersés – on ne peut rien attendre d'autre d'actes de colloque. Toutefois, et c'est là que réside la vraie valeur de ce volume, une lecture même rapide de l'ensemble fait apercevoir une complémentarité qui échappe jusqu'aux auteurs eux-mêmes. Par effet cumulatif, se dégagent en effet les traits distinctifs d'une cognition linguistique aux prises avec ces concepts dont Augustin (*conf.* 11,14,17) disait que l'intuition parvient à les saisir mais que la raison échoue à les conceptualiser de manière pleinement opératoire. On lira donc ces contributions pour ce qu'elles sont, la description polyphonique d'un inconfort que rien n'apaise et que tout constraint au constant aménagement. Six communications complètent le volume par de la matière culturelle (p. 157–230) où cet

inconfort expressif s'incarne au-delà du strict domaine linguistique. Les mondes de la religion, du droit et de la théologie sont sollicités. Déjà fort étayé, ce volume trouve encore un très important complément dans vingt autres articles proprement linguistiques, issus du même colloque mais que des contraintes soupçonnablement financières ont fait mettre en ligne. On les trouvera sur le site de la revue *De lingua Latina* (<http://www.paris-sorbonne.fr/>; no 3: «Affixes et relayeurs spatio-temporels en latin»; no 4: «Relations spatio-temporelles en latin: études de syntaxe nominale»; no 5: «Relations spatio-temporelles en latin: études sur la temporalité verbale»). Cette association du papier et de l'électron m'amène à me demander si je n'aurais pas fait œuvre plus profitable en commentant de préférence ce que la Toile met à portée immédiate du premier ordinateur venu?

Carole Fry

**Contacts linguistiques dans l'Occident méditerranéen antique.** Études réunies par *Coline Ruiz Darasse et Eugenio R. Luján*. Collection de la Casa de Velázquez, vol. 126. Casa de Velázquez, Madrid 2011. 312 S.

Das Thema des hier anzugebenden Sammelbandes, der Sprachkontakt, erfreut sich in den letzten Jahren, von der synchronen Linguistik herkommend und aufgegriffen vor allem durch J.N. Adams, auch in der Sprachwissenschaft der Antike zunehmender Beliebtheit. Die elf Beiträge – vier sind spanisch, der Rest französisch – sind in vier geographische Kapitel eingeteilt: 1. Die iberische Halbinsel, 2. Nordafrika, 3. Italien, 4. Südgallien, greifen aber teilweise darüber hinaus, vor allem der letzte. – Im ersten Teil versuchen Francisco Beltrán Lloris und María José Estarán Tolosa aus den (wenigen) bilingualen Inschriften Spaniens etwas über die jeweilige sprachliche Situation zu erfahren. Javier de Hoz untersucht die Funktionen der iberischen Sprache, die vornehmlich entlang der Ostküste Spaniens bis hinauf nach Narbonne sowie im Ebrotal bezeugt ist, als überregionale Verkehrssprache («lengua vehicular»). Die Sprachsituation in der baskisch-aquitanischen Region, mit Zeugnissen v.a. in Katalonien und den Ostpyrenäen, nimmt sich Joaquín Gorrochategui vor; die einheimische Sprache, zweifellos mit dem heutigen Baskischen irgendwie verwandt, stand im Austausch vor allem mit dem Iberischen, Keltiberischen, Gallischen und dem Latein. Javier Velaza Frías schliesslich nimmt die bisherigen Arbeiten zum Sprachkontakt im vorromanischen und romanischen Spanien kritisch unter die Lupe, zeigt auf, wie viel wir noch nicht wissen, und stellt Fragen, die in Zukunft noch gelöst werden wollen. – Im zweiten Teil steht nur ein Beitrag, «Que sait-on de la langue des Maures?» von Carles Múrcia, der die Frage, ob die Sprache oder Sprachen der *Mauri*, *Numidae*, *Gaetuli*, Λίβυες und Μαυρούστοι Vorgänger der heutigen Berbersprachen (Amazigh-Sprachen) sind, anhand der Sprachzeugnisse aus der Antike untersucht und bejaht. – Den dritten Teil eröffnet Sylvain Deshpene mit einer Darstellung der Koexistenz des Griechischen und des Lateins im Illyricum der Kaiserzeit, die deutlich zeigt, dass während der ganzen Kaiserzeit im NW (Dalmatien und Mösien, dem heutigen Nordalbanien und Kosovo) das Latein vorherrschte, im SE (Epirus, Mazedonien, Thrakien) dagegen das Griechische, wobei die Zeugnisse in der Spätantike sehr spärlich werden. Es folgt aus der Feder von Paolo Poccetti eine sehr erhellende Diskussion einiger aus Ethnika oder Toponymen abgeleiteter Anthroponyme (z.B. etr. *Puinēl Karθazie*, ein Punier aus Karthago, *Rumelna* zu lat. *Romulus*, gr. Ὄμβρικός, Τυρρανός, Αατίνος). Gilles Van Heems greift das alte Problem des Wechsels von etr. *f*- und (nordetr.) *h*- auf. – Der vierte Teil beginnt mit einem vom 7. Jh. bis in römische Zeit reichenden Überblick über die sprachlichen und schriftgeschichtlichen Zeugnisse Südgalliens von Michel Bats, der die Plurilingualität und Multikulturalität dieser Region sehr schön herausstreckt (zur Schreibbübung κναξίζειχθυπησφλεγμοδρωψ] S. 215 vgl. Rez., ZPE 146, 2004, 61ff.). Alex Mullen nimmt seinen Beitrag «Reflets du multiculturalisme» zum Anlass, die heissumstrittene südgallische Formel δεδε βρατον δεκαντεν als Entlehnung aus einer italischen Sprache zu erklären, und Peter Schrijver den seinen, um seine Hypothese vorzustellen, dass das sog. Hattische, eine indigene Sprache Kleinasiens, die in den hethitischen Texten in vor allem religiös motivierten Textstücken bezeugt ist, und das Minoische, die vorgriechische Sprache Kretas, zur selben Sprachgruppe gehören, die sich vom 8. Jts. an zusammen mit dem Ackerbau über Europa verbreitet und auch in den indogermanischen Sprachen, die vermutlich erst später von Osten her eingedrungen sind, Substratsspuren hinterlassen hat. – Den Band beschliessen «Conclusiones» von Eugenio R. Luján, ein sehr lesenswerter Überblick über den *state of the art* in Sachen Sprachkontakt in der Antike.

Rudolf Wachter

*Andreas Gutsfeld/Winfried Schmitz (Hgg.): Altersbilder in der Antike. Am schlimmen Rand des Lebens?* Super alta perennis. Studien zur Wirkung der Klassischen Antike, Bd. 8. Bonn University Press (= V&R unipress GmbH), Göttingen 2009, 238 S.

Der vorliegende Band geht auf Vorträge zurück, die auf dem Historikertag von 2000 in Aachen gehalten wurden. Eine erste Auflage erschien 2003 im Böhlau Verlag und war innerhalb eines Jahres vergriffen. Dass nun eine zweite Auflage erscheint, zeigt das wachsende Interesse am Thema Alter an. Die Beiträge sind unverändert geblieben; allein die Bibliographie wurde um einschlägige Titel der Jahre 2002–2008 ergänzt.

Der Band suggeriert nicht, dass es eine Sichtweise auf das Alter gibt, auch wenn eine Tendenz zur Negativbewertung unverkennbar ist. Entgegen älteren Vorstellungen von der Wertschätzung der Alten in traditionalen Gesellschaften wird hier auf die ambivalenten Bewertungen in der antiken Literatur abgehoben und ein differenziertes Bild von der Situation der Alten gezeichnet. Drei Kapitel sind den griechischen Verhältnissen im klassischen Athen (Ernst Baltrusch, «An den Rand gedrängt – Altersbilder im Klassischen Athen»), in Sparta (Winfried Schmitz, «Nicht ‹altes Eisen›, sondern Garant der Ordnung – die Macht der Alten in Sparta») und in den hellenistischen Reichen (Gregor Weber, «Zwischen Macht und Ohnmacht – Altersbilder in hellenistischer Zeit») gewidmet. Nur Sparta kann als uneingeschränkte Gerontokratie gelten, was Winfried Schmitz allerdings nicht auf die Autorität der Alten in der Familie, sondern mit dem spezifisch spartanischen Altersklassensystem in Verbindung bringt. Drei weitere Kapitel befassen sich mit den römischen Altersbildern in der Zeit der Republik (Hartwin Brandt, «Die Krönung des Alters ist das Ansehen» – Die Alten in der römischen Republik»), der Kaiserzeit (Andreas Gutsfeld, «Das schwache Lebensalter» – Die Alten in den Rechtsquellen der Prinzipatszeit») und im Christentum (Elisabeth Herrmann-Otto, «Die ‹armen› Alten – Das neue Modell des Christentums?»). Bei Elisabeth Herrmann-Otto und bei Gregor Weber kommen auch die armen Alten in den Blick, während sich in den anderen Beiträgen nicht zuletzt aufgrund der Quellenlage die Untersuchung auf die Situation der Alten innerhalb der Elite konzentriert. Eingeleitet wird das Buch von einem Beitrag aus ethnologischer Perspektive (Andreas Sagner, «Alter und Altern in einfachen Gesellschaften»), der dazu beiträgt, allzu voreilige Analogieschlüsse zwischen antiken und modernen Verhältnissen zu meiden, die sich auf der medizinischen Ebene aufdrängen, wenn über die auch heute bekannten Gebrechen des Alters geklagt wird. Zu einer distanzierenden Sicht tragen auch die einleitenden Bemerkungen von Winfried Schmitz zum historischen Wandel der Altersbilder in der Moderne bei. Während um 1900 das neue Jahrhundert als neues Zeitalter der Jugend begrüßt worden sei, stehe das 21. Jahrhundert im Zeichen einer Kultur der nunmehr jungen Alten. Im Epilog von Andreas Gutsfeld wird noch einmal resümierend die Vielfalt der Altersbilder in der Antike betont, aber auch die Andersartigkeit des antiken Altersdiskurses, den er von einer Ehrlichkeit und Offenheit geprägt sieht, mit der Verlusterfahrungen alter Menschen in Bezug auf Spannkraft, Sexualität und soziale Beziehungen benannt worden seien.

Wenn es einen allgemeinen Ertrag des Bandes festzuhalten gibt, dann liegt er nicht nur in der Betonung dieser Vielfalt und Differenziertheit, sondern auch und vor allem in der Herausarbeitung des Wandels von Altersbildern innerhalb einer gegebenen Gesellschaft. Dies zeigen die Beiträge von Ernst Baltrusch für das klassische Athen und von Andreas Gutsfeld zur Prinzipatszeit. Gerade in Athen kursieren viele negative Aussagen über die Alten, die Baltrusch mit der Entwertung des Wissens der Alten im Zuge der Entwicklung der Demokratie in Verbindung bringt. Im Prinzipat war es die Schwächung der *patria potestas* des Hausvaters, der nach Andreas Gutsfeld zu neuen Schutzbestimmungen der Alten im Recht beitrug. Inwiefern literarische Diskurse in der Tragödie und Komödie sowie die Rechtsquellen, welche die Grundlage für solche Schlussfolgerungen liefern, unmittelbare Rückschlüsse auf die Alltagswirklichkeit erlauben, ist sicherlich im Einzelfall genauer zu prüfen. Auf jeden Fall bietet der Band reichhaltige Denkanstöße für weitere Untersuchungen.

Beate Wagner-Hasel

**David Kawalko Roselli: Theater of the People: Spectators and Society in Ancient Athens.** University of Texas Press, Austin 2011. XII, 288 S.

Sir Arthur Pickard-Cambridge's *The Dramatic Festivals of Athens* aus dem Jahr 1953 (in von J. Gould und D.M. Lewis überarbeiteter Fassung 1968 und mit einem Nachtrag 1988 in Oxford erschienen) kann heute noch als Klassiker zu den Aufführungsbedingungen der griechischen Dramen des 5. und 4. Jahrhunderts v. Chr. gelten. Die «*documentary studies*» von Eric Csapo und Peter Wilson ergänzen und erweitern in den letzten Jahren ständig unseren Blick auf den griechischen Theaterbetrieb. Roselli (R.) nimmt sich in seinem Buch einen in der Forschung zwar immer präsenten, aber trotz seiner Bedeutung für die Interpretation griechischer Dramen eher marginal behandelten Bereich vor: die Zusammensetzung des Theaterpublikums in klassischer und hellenistischer Zeit. R. nähert sich seinem Thema aus einer interdisziplinären Perspektive an – unter Einbeziehung theaterwissenschaftlicher, sozialgeschichtlicher und historischer sowie archäologischer neuerer Forschungsergebnisse. Er betont, dass sich ein griechisches Drama in seiner Vielschichtigkeit nur aus der Interaktion verschiedener Gruppen erklären lasse: des Dichters mit den Aufführenden und Sponsoren (Choregen) und den die Aufführungen Organisierenden, der Polis und ihrer Beamten auf der einen und des Publikums auf der anderen Seite. Dem Publikum, von dessen Reaktion letztendlich Erfolg oder Misserfolg eines Dichters abhängt, fällt in diesem Beziehungsgeflecht eine besondere Rolle zu. Zu Recht kritisiert R., dass in der Forschung, vor allem bei rezeptionstheoretischen Untersuchungen in der Regel von einem homogenen Publikum ausgegangen werde, was der Realität damals wie heute in keiner Weise gerecht werde.

Im 1. Kap. analysiert R. den Dialog zwischen Publikum und Aufführenden, im zweiten Kap. entwickelt er auf der Basis neuerer archäologischer Ergebnisse die Idee eines nicht offiziellen Zuschauerraums neben dem offiziellen Theatron. Kap. 3 («Space and Spectators») befasst sich mit dem Theorikon, dem «Schaugeld», und dem Verhalten des Publikums zwischen dem 5. und 4. Jahrhundert, das 4. und 5. Kap. schliesslich widmen sich der Anwesenheit von Nicht-Athenern und Frauen im Theater.

Das Verdienst von R.s Buch besteht ohne Zweifel darin, das zerstreute Material zum Publikum in einer Untersuchung zusammenzufassen; der Nachteil liegt darin, dass viele Dinge als gegeben vorausgesetzt werden, die so sicher gar nicht sind: Angenommen, der inoffizielle Schauraum oberhalb des offiziellen Theatrons existierte wirklich: Warum sollte es dort lauter und ungehobelter zugegangen sein, als im offiziellen Raum? Wenn dieser inoffizielle Raum wegfielen, stürzt auch R.s drei Zuschauerklassen postulierendes Modell (Elite–Arbeiterklasse–Arme, s. S. 81) in sich zusammen. Ebenso unbewiesen muss bleiben, dass das Publikum in hellenistischer Zeit passiver und mehr an ästhetischen Fragen interessiert gewesen sei, wie sich dies in den weniger politischen und mehr ethische Fragen behandelnden Stücken des Hellenismus ausdrücke. Doch wie steht es mit Wiederaufführungen von alten Komödien in dieser Zeit? Zudem wissen wir recht wenig über die hellenistische Tragödie. Die wenigen Bemerkungen zeigen, dass R.s Buch vor allem an einem teleologischen Zugriff krankt und dass er seine Theorie bzw. sein Modell häufig über die Klärung der Fakten stellt. Trotzdem findet sich in dem Buch eine Vielzahl wertvoller Beobachtungen, vor allem auch in den letzten beiden Kapiteln. Man muss sich jedoch bei der Lektüre ständig Rechenschaft geben, was rekonstruiert und was sicher ist.

Bernhard Zimmermann

**Anna Missiou: Literacy and Democracy in Fifth-Century Athens.** Cambridge University Press, Cambridge/New York 2011. xvi, 211 pp.

Intento dell'A. è analizzare e valutare la letteratura ateniese in rapporto alla democrazia, intendo con «literacy» il significato letterale di «ability to read and write» (p. 5) dei cittadini ateniesi. Secondo la studiosa a tal fine risulta fruttuoso un approfondimento della stretta interazione tra il fenomeno letterario e la dimensione sociopolitica.

Il volume prende avvio da una ricca introduzione, in cui l'A. presenta la storia degli studi sul rapporto tra alfabetizzazione e democrazia ed offre una panoramica sugli argomenti trattati nei cinque capitoli del libro. Nella «conclusione» tira le fila dei risultati delle analisi condotte, e infine inserisce tre brevi appendici in cui esemplifica la propria metodologia scientifica e argomenta tesi su una

datazione più alta della istituzione della pritania e sull'importanza della scrittura in Attica al di fuori del centro urbano di Atene. Alle appendici segue una ricca bibliografia, un *index locorum* e un «general index». Gli indici rendono molto agevole la consultazione del volume, così come l'inserimento di tavole fotografiche con immagini di *ostraka* risulta utile in particolare per la lettura dei capp. 2 e 3.

Nell'affrontare la ricerca l'A. presuppone la grande diffusione della capacità di leggere e scrivere in Atene nell'epoca democratica e ne spiega i motivi a partire dalle riforme politiche di Clistene: l'organizzazione in tribù dell'Attica avrebbe promosso la diffusione dell'alfabetizzazione.

Nel primo capitolo, «The geography of literacy» si illustra come la comunicazione scritta abbia promosso il funzionamento dell'organizzazione democratica in tribù: attraverso la scrittura infatti i distretti (trittie) della stessa tribù, o i demi che afferivano alla stessa distretto o alla stessa tribù, che non sempre erano geograficamente vicini tra loro, si scambiavano importanti informazioni di tipo politico e militare, e ugualmente le tribù comunicavano con il centro urbano di Atene. Queste comunicazioni sarebbero avvenute tramite messaggeri che portavano con sé testi scritti, per evitare gli errori o le modifiche tipiche di una comunicazione orale (p. 24 ss.).

Segue il capitolo «Literacy and political ethos. The institution of ostracism» in cui l'A. si concentra sul fenomeno dell'ostracismo. Ad un procedimento giudiziario di *ostrakophoria* dovevano prendere parte almeno seimila cittadini e in quel frangente gli *ostraka* con inciso il nome e il patronimico della persona che si voleva allontanare da Atene, fungevano da «medium between the voters (senders) and the vote-counting officials (receivers)» (p. 7). In questo capitolo l'A. si occupa anche del problema degli omonimi che fossero designati ad un possibile ostracismo e sostiene che esistessero delle liste con l'indicazione onomastica completa di costoro (nome, patronimico e demotico), liste che, messe a disposizione sia dei votanti sia degli scrutinatori, evitassero confusioni e scambi di identità: nessuno, informato dell'omonimia di alcuni ostracizzabili, ne avrebbe scritto il solo antroponimo senza ulteriori specificazioni (patronimico e/o demotico).

Argomento del terzo capitolo «Literacy through intermediaries. I. The ostraka» è la domanda se in una società come quella ateniese di quinto secolo a. C. le posizioni sociali che presupporrebbero una forte alfabetizzazione potessero essere ricoperte anche da individui «barely illiterate or completely illiterate» (p. 56). L'A. riesamina gli *ostraka* con il nome di Temistocle rinvenuti sull'Acropoli, ascritti dall'archeologo Broneer a quattordici mani, e conclude che alcune differenze nel tratto grafico riconoscibili in *ostraka* attribuiti alla stessa mano, potrebbero invece portare all'ascrizione degli stessi a scriventi diversi. Oltre a ciò osserva che gli *ostraka* non presenterebbero il *ductus* regolare che ci si aspetterebbe da scribi professionisti, ma paiono piuttosto opera di privati cittadini, oppositori di Temistocle, che avrebbero preparato *ostraka* con il suo nome da distribuire ai concittadini per farli votare contro l'uomo politico. Rimane problematico però stabilire il livello di abilità nella scrittura e nella comprensione del testo scritto e lo *status* sociale degli scriventi (p. 70).

In «Literacy through intermediaries: II. Stone inscriptions» l'A. si concentra su iscrizioni con testi più lunghi rispetto a quelli sugli *ostraka*, in particolare su decreti pubblici di età classica. Sebbene molte di queste iscrizioni siano mutile, la studiosa tenta di ricostruire la competenza linguistica degli autori asserendone uno sviluppo vieppiù crescente. Tale asserzione si basa sull'assunto della vasta diffusione e dell'ampio utilizzo di tavolette lignee dealbate o cerate quali supporti materiali per la comunicazione scritta, supporti dei quali però, come la stessa autrice ammette, non si è conservato nessun esemplare.

Nell'ultimo capitolo, «Athenian literacy and its sociopolitical context» l'A. pone la questione del livello di comprensione di testi scritti da parte degli Ateniesi che partecipano alla *boule* e conclude che, sebbene ci fossero funzionari specializzati nella scrittura, tutti i partecipanti dovevano avere una certa alfabetizzazione, che avrebbero progressivamente migliorato con la regolare frequenza delle assemblee, al fine di poter partecipare più attivamente alla vita politica.

Sebbene le pur originali conclusioni dello studio, in particolare nei capp. 2 e 3 non risultino del tutto certe ed esaustive, la presentazione, condotta in modo chiaro ed argomentato, delle interazioni tra regime democratico, istituzioni pubbliche e private, e diffusione dell'alfabetizzazione, offre validi spunti per l'analisi della dimensione socio-linguistica dell'Atene di quinto secolo. Valentina Luppi

*Kostas Buraselis/Katerina Meidani (Hgg.): Marathon. The Battle and the Ancient Deme.* Institut du Livre, Athen 2010. 374 S.

Der vorliegende Band vereinigt 17 Aufsätze, die aus den Beiträgen des gleichnamigen Symposiums hervorgegangen sind, welches vom 12.–14. September 2008 in Marathon stattfand und dem nahenden 2500-jährigen Jubiläum der Marathonschlacht im Jahre 490 v.Chr. gewidmet war. Die Autoren haben ihr Ziel, den aktuellen Stand der Forschungen über die Schlacht sowie die Diskussion um die historische Topographie von Marathon abzubilden, erreicht. Die Studien aus den Bereichen Prähistorische und Klassische Archäologie, Epigraphik, Alte Geschichte sowie Rezeptions- und Wissenschaftsgeschichte erweitern den bisherigen Kenntnisstand sowohl durch innovative Fragestellungen als auch durch die Berücksichtigung neuen Fundmaterials. Zu nennen sind hier vor allem die marathonische Gefallenenliste aus der Kynouria und die Ergebnisse der Grabungen im Vorfeld der Olympischen Spiele 2004. Auf dieser aktuellen Materialgrundlage werden u.a. ältere Thesen bestätigt, wonach die antike Deme Marathon im Zentrum der Ebene (Plasi) und das Herakleion zusammen mit dem athenischen Heerlager nördlich des kleinen Sumpfes (Valaria) zu lokalisieren sind. Den Autoren der historischen Beiträge ist es darüber hinaus gelungen, die Ereignisse des Jahres 490 v.Chr. von der unbefriedigenden Schlachtbeschreibung Herodots zu lösen und in weiterführende strategisch-taktische Überlegungen der Athener und Perser einzuordnen.

Den Herausgebern ist zu danken, dass die englischen und griechischen Beiträge eine Zusammenfassung in der jeweils anderen Sprache erhalten haben. Die Einzeluntersuchungen werden durch eine umfassende Bibliographie, einen *index locorum*, Karten und Farbaufnahmen ergänzt. Mit dem Band wurde ein wegweisendes, interdisziplinäres Handbuch zur Schlacht von Marathon vorgelegt. Kritisch angemerkt sei lediglich, dass einige Autoren sich bei der Materialauswahl und -interpretation offenbar nicht nur von wissenschaftlichen, sondern auch von patriotischen Interessen haben leiten lassen.

Janett Schröder

*Nathalie Barrandon/François Kirbyler (Hrsg.): Administrer les provinces de la République romaine.*

Actes du colloque de l'université de Nancy II, 4–5 juin 2009. Presses Universitaires de Rennes, Rennes 2010. 218 S.

In zwei Colloquien haben Barrandon und Kirbyler, beide durch ihre einschlägigen Thèses ausgewiesen (die von B. zu Spanien ist inzwischen erschienen, Paris 2011), eine Reihe von Spezialisten versammelt, um verschiedene Aspekte der römischen Provinzialverwaltung in republikanischer Zeit weiter zu klären. In dem hier vorgelegten ersten Teil geht es nach einem erfreulich klaren, knappen Forschungsüberblick mit gutausgewählter Bibliographie (9–20) zunächst um allgemeine Fragen. Magistral stellt Jean-Louis Ferrary zusammen, was an gesetzlichen Regelungen der Provinzialverwaltung bekannt ist. Wichtig ist sein Nachweis, dass ständige Provinzen immer durch ein Volksgesetz konstituiert worden sind (33–44). Frédéric Hurlet kann wahrscheinlich machen, dass auch nach Sulla die Prätoren bereits gegen Ende ihres Amtsjahres in die ihnen zugelosten Provinzen abgingen (45–75). Sehr interessant beleuchtet Barrandon die formalen Modalitäten des Briefwechsels zwischen Statthaltern und dem Senat als einen Aspekt des diffizilen Zusammenwirkens zwischen der Gesamtheit des Adels und den einzelnen Aristokraten (77–98). Paul Goukowsky beschäftigt sich mit der Sicht griechischer Autoren und vermag aufzuzeigen, dass sich insbesondere im Werk Diodors scharfe Kritik an der römischen Provinzialpolitik findet (113–130).

Unter den Einzelstudien zur Provinzialverwaltung beeindruckt vor allem der gründliche Nachweis von Marianne Coudry und Kirbyler einer *lex Cornelia Sullas* für die Provinz Asia und die Erörterung ihres möglichen Inhalts (133–169). Zum mindest sehr bedenkenswert sind die Argumente, mit denen Toni Naco del Hoyo wahrscheinlich machen will, dass weite Teile des Reiches in republikanischer Zeit noch keine geordnete Finanzverwaltung gekannt haben (171–180). Dem entsprechen die spärlichen Spuren eines Provinzialzensus in Sizilien, Asia (seit Sulla) und Bithynien-Pontus (seit Pompeius), die Béatrice Le Teuff zusammenstellt (195–211). Julien Fournier bietet schliesslich einen nützlichen Überblick über die provinziale Rechtsprechung im Werk Ciceros (181–194).

Der Band bietet zahlreiche Anregungen für das weitere Studium der römischen Provinzialverwaltung.

Jürgen v. Ungern-Sternberg

**Cristina Rosillo López: La corruption à la fin de la République romaine (II<sup>e</sup> – I<sup>r</sup> s. av. J.-C.). Aspects politiques et financiers.** Historia Einzelschriften 200. Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2010. 276 p.

Dans cette thèse de doctorat faite à Neuchâtel sous la direction de Jean-Jacques Aubert, Mme Rosillo López tente de donner une vision d'ensemble du phénomène de la corruption à Rome à la fin de la République, non seulement dans ses aspects politiques et financiers comme elle l'indique dans son titre, mais aussi dans ses aspects juridiques, qui ne sont pas moins importants que les aspects politiques et financiers. Dans son introduction (p. 15–48), elle met surtout en évidence la difficulté à définir la corruption et soutient avec raison (contre P. Veyne) que les Romains faisaient parfaitement la distinction entre les domaines public et privé; elle y fait aussi un inventaire des sources antiques dont elle met en doute la crédibilité, surtout en ce qui concerne Cicéron et Salluste. Dans la 2<sup>e</sup> section (p. 49–85), elle traite de la corruption électorale, qui est surtout caractérisée par l'ambiguïté de la limite entre ce qui relève de la munificence et ce qui relève de la corruption proprement dite, punissable par la loi (*ambitus*). La 3<sup>e</sup> section, consacrée à la corruption politique (p. 87–154), concerne surtout les exactions commises par les gouverneurs de province au détriment de ceux qu'on appelle les sujets de l'empire et les mesures prises par le pouvoir politique, c'est-à-dire surtout le Sénat, pour prévenir et punir ces exactions, d'abord par des interventions de cas en cas puis par la création d'un tribunal permanent (*quaestio repetundarum*). Dans la 4<sup>e</sup> section (p. 155–178), où l'a. traite de la corruption judiciaire, déjà punie par la peine capitale dans la loi des XII Tables, c'est le procès d'Oppianicus connu par le *Pro Cquentio* de Cicéron qui illustre le mieux l'ampleur de cette forme de corruption et les ravages qu'elle pouvait causer dans le fonctionnement de la justice à Rome. La 5<sup>e</sup> section (p. 179–230) porte sur l'aspect financier de la corruption, où l'on relèvera le lien bien connu, notamment par la carrière de César, entre le financement des carrières politiques et la cupidité des gouverneurs de province et des chefs militaires. Enfin, dans sa conclusion (p. 234–238), l'a. s'interroge sans trop d'illusions sur l'efficacité des mesures prises, lois et poursuites judiciaires, pour contrôler et réprimer la corruption.

L'ouvrage de Mme Rosillo López est très bien fait et se lit avec beaucoup d'intérêt. Elle connaît très bien les sources et recourt systématiquement à des cas concrets, Cicéron étant bien entendu la source d'information la plus importante, pour illustrer les différents aspects de la corruption dans la vie politique romaine. En ce qui me concerne, les pages que je préfère sont celles où elle traite des mesures de prévention et de répression prises par l'État, surtout de celles qui visent à protéger les amis et alliés de Rome contre les exactions des gouverneurs de province et des chefs militaires, car on ne rappellera jamais assez que c'est en grande partie grâce à leurs amis et alliés que les Romains ont construit et consolidé leur empire.

Adalberto Giovannini

**Wolfgang Blösel/Karl-Joachim Hölkenskamp (Hgg.): Von der *militia equestris* zur *militia urbana*. Prominenzrollen und Karrierefelder im antiken Rom.** Beiträge einer internationalen Tagung vom 16. bis 18. Mai 2008 an der Universität zu Köln. Franz Steiner, Stuttgart 2011. 237 S.

Anzuzeigen ist ein ausgezeichneter Sammelband, dessen durchwegs lesenswerte Beiträge sich mit den sich wandelnden Lebensführungen und Karrieremustern innerhalb der Oberschicht befassen, welche die Entwicklung Roms von der Republik zur Monarchie mit sich brachte. Es zeigt sich, dass die Annahme, militärische Leistungen seien für eine angesehene Stellung in der Öffentlichkeit und politischen Erfolg in erster Linie ausschlaggebend, zumindest für die Zeit der späten Republik in apodiktischer Form nicht mehr gilt. Wie die Artikel von Malcolm MacDowell, Jean-Michel David oder Wolfgang Blösel zeigen, eröffneten die Tätigkeit als Orator vor Gericht und vor anderen Foren oder politische Präsenz in Rom verstärkt Plattformen, auf denen Ansehen, Distinktion und Wettbewerbsvorteile errungen werden konnten. Das Kriegerische wurde zunehmend Sache von Spezialisten, den *viri militares*, die sich lediglich aus einem Teil der *Nobiles* oder aus dem mittleren Kader der Armee rekrutierten (Lukas de Blois). Differenziert hatten sich gemäß Helmuth Schneider seit dem 2. Punischen Krieg auch die wirtschaftlichen Aktivitäten der Senatoren, die nicht (und wohl nie) nur als Grossgrundbesitzer vermögend wurden, sondern sich beispielsweise auch als Teilhaber einer *societas*, die sich mit der Steuereinziehung in Provinzen abgab, mit Bankgeschäften oder als Statthalter einer Provinz bereichern konnten – Letzteres freilich nur, wenn damit eine militärische Aufgabe

verbunden war; rein zivile Statthalterschaften waren nach Raimund Schulz in der späten Republik wenig lukrativ. In seinem aufschlussreichen Beitrag kann Peter Scholz zeigen, dass die Sozialisation junger, vornehmer Römer durchaus neu gewachsenen Anforderungen entsprach, indem dem Einüben von militärischen wie zivilen Rollen grosse Beachtung geschenkt wurde, die Erziehung zugleich auch intellektueller wurde, was freilich, wie der Autor einleuchtend erklärt, nicht einfach mit einer Hellenisierung gleichgesetzt werden kann. Elke Stein-Hölkeskamp diskutiert eingehend, dass sich Biographien nach gesellschaftlicher Anerkennung heischender Römer im Prinzipat nicht mehr nur auf politischen Erfolg konzentrierten, sondern Felder wie Beredsamkeit, Kunstkennerschaft oder exquisite Daseinsgestaltung hierfür gewichtig werden konnten. Werthaltung und Einstellung der römischen Oberschicht zur richtigen Art der Lebensführung hatten sich schon in der Republik zu verändern begonnen; während der Kaiserzeit akzentuierte sich dieser Trend. Der reichhaltige Band, dessen Qualität hier nur in schwachen Ansätzen gewürdigt werden kann, macht die Kontingenz politischer, gesellschaftlicher, wirtschaftlicher und kultureller Entwicklungen, welche diesem Phänomen zugrunde liegen, zum Thema, legt sehr anregende Thesen vor und vermittelt Einsichten, die eingerastete Forschungspositionen zu lockern geeignet sind.

Leonhard Burckhardt

*Filippo Canali De Rossi: Hippiká. Corse di cavalli e di carri in Grecia, Etruria e Roma. Le radici classiche della moderna competizione sportiva.* Vol. 1: La gara delle quadrighe nel mondo greco.

Nikephoros Beihefte 18. Weidmann, Hildesheim 2011. 171 S.

Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass hier das Material eines in Vorbereitung befindlichen Lexikonartikels (vgl. S. 148) zu einem Buch «aufgeschäumt» wurde, dem weitere folgen sollen. Die Einleitung (S. 3–8) gibt einen kurzen Überblick über das Gesamtprojekt. Der vorliegende Band selbst widmet sich den Quadriga-Rennen im antiken Griechenland von der mykenischen Zeit bis zum Ende des 3. Jh. v.Chr. und präsentiert hierzu archäologische Zeugnisse, literarische Quellen (ausgehend von Homer und Pindar) sowie epigraphische Dokumente. 4 S. sind mykenischen Darstellungen von Wagenrennen und der Vorgeschichte sportlicher Wettkämpfe in Olympia gewidmet; ca. 10 S. umfasst ein Überblick über Wagenrennen im griechischen Mythos; der gut 60 S. starke Hauptteil nimmt Pferderennen der «età storica» in den Blick. Eine Einbettung in grössere religions- bzw. kulturhistorische Zusammenhänge fehlt weitgehend; auch eine Synopse sucht man vergebens. Dem diskursiven Teil (S. 3–83) folgen ausführliche Indices, Literaturangaben und Abbildungen (S. 85–171), die insgesamt mehr die Hälfte des Bandes ausmachen. Der ohnehin recht schmale Textteil selbst ist noch magerer, als er scheint: Der reine Mengentext (ohne die ausführlichen Zitate und Übersetzungen, aber mit den z.T. umfangreichen Quellenparaphrasen) macht gerade einmal 29 Seiten aus. Quellen werden in den Anmerkungen nicht nur vollständig im Original zitiert, sondern auch mit Übersetzungen versehen; einmal tauchen auf derselben Seite sogar zwei (unterschiedliche!) Übersetzungen der gleichen Textstelle auf (S. 19 mit Anm. 44). Die Übertragungen epigraphischer Texte schwanken zwischen den Extremen, Ergänztes entweder überhaupt nicht zu kennzeichnen oder aber Ergänzungen sogar von Einzelbuchstaben (!) in der Übersetzung nachzuahmen (z.B. καλ[ό]ν = bell[ū]ja, S. 30). In den Indices wird in der Regel die italienische Form griechischer Eigennamen gewählt, aber es tauchen auch Namen wie «Aigyptos», «Amphainetos» oder «Diaktorides» und griechisch-lateinische Mischformen wie «Cycnos» auf. Das einzige Plus ist mit dem 26 S. starken «Lessico ippico ed agonistico» auf dem Sektor der griechischen Sprachpragmatik und Semantik zu verbuchen. Druckfehler sind selten, doch kehrt auf jeder linken Kopfzeile die unschöne Graphie «ΙΙΙΙΙΚΑ» (mit bei Majuskeln unüblichen diakritischen Zeichen, von denen der Gravis vor Interpunktum auch noch falsch ist) wieder.

Werner Schubert

*Nicolas Richer: La religion des Spartiates. Croyances et cultes dans l'Antiquité.* Histoire 113. Les Belles Lettres, Paris 2012. 806 S.

Der Autor (R.) ist bereits 1998 in seiner Dissertation (Paris-I) mit einem umfangreichen Kompendium zu Sparta hervorgetreten, das sich seinerzeit mit dem Ephorat befasste. In seiner Habilitationsschrift wandte er sich 1999 der Religion Spartas zu, über die er seither zahlreiche grundlegende Aufsätze veröffentlicht und auch eine nützliche Zusammenfassung im *Companion to Greek Religion* (ed.

D. Ogden, 2007) verfasst hat. Umso dankbarer ist man daher, wenn diese Schriften nun zusammenhängend und überarbeitet in einer umfassenden Monographie erscheinen. Auch wenn der Forschungsstand in der Einleitung kaum angesprochen wird (15f.), ist das Werk in langen Fussnoten und «notes complémentaires» mehr als reich dokumentiert und von einer ausgiebigen Bibliographie begleitet.

R. ist sich der Schwierigkeiten der Quellenlage bewusst, welche Unsicherheiten im Hinblick auf das Alter und die Entwicklung der einzelnen Kulte mit sich bringt (13. 313); er zeigt aber auch an mehreren Beispielen die Lebendigkeit und Wandlungsfähigkeit der spartanischen Religion (404ff. 569f.). Insgesamt wird der Nachweis erbracht, dass in Sparta alle wesentlichen Handlungen sowohl im zivilen als auch im militärischen Bereich (37ff. 212ff.) durch religiöse Akte abgedeckt wurden und dabei gerade die Kulte der Pathemata (Phobos, Aidos, Hypnos, Thanatos, Gelos, Eros, Limos) eine entscheidende Rolle auch für das Verhalten und die Stellung des Einzelnen bewirkten (17. 45ff. 194) – und dies bis über den Tod hinaus (131ff. 192f.). Spekulativ bleibt allerdings die Rolle des späteren Weisen Chilon, dem R. eine Systematisierung der Pathemata-Kulte zuschreibt (94ff. 118f.). Fraglich ist auch die vermutete Spiegelung kalendarischer Probleme und religiöser Neuerungen in der Kunst, v.a. auf einer Schale aus Tarent mit Tierbildern als mögliche Tierkreiszeichen (549ff.; vgl. 123ff.: Syssition der Ephoren?). Deutlich wird hingegen, dass der Jahreskalender von religiösen Festen geprägt war (558f.: Übersicht), wobei v.a. die Hyakinthien (343ff.), Gymnopaidien (383ff.) und Karneen (423ff.) als Hauptfeste hervortreten; diese wurden zudem von den Initiationsfeiern der Platanistas-Wettkämpfe begleitet, die R. nicht erst in römischer Zeit gelten lassen will (457ff.). Nicht recht einsichtig bleibt letztlich, wieso Sparta – trotz zahlreicher Rücksichtnahmen, auch auf die Orakel von Delphi und Olympia (272ff. 297ff.) – religiöser als andere griechische Staaten gewesen sein soll, zumal R. selbst öfters auf athenische und andere Parallelen im Religionsleben hinweist (16. 197ff. 480ff. 519ff.). Insgesamt bietet das Buch zu allen religiösen Phänomenen reiches Material, welches das klassische Grundlagenwerk von Sam Wide über die *Lakonischen Kulte* von 1893 mit anschaulichen Interpretationen ergänzt.

Lukas Thommen

**Claude Calame: Mythe et histoire dans l'antiquité grecque. La création symbolique d'une colonie.**

Collection Vérité des mythes. Les Belles Lettres, Paris 2011. 283 p.

The modern concept of ‘myth’, which was established as a scholarly term by Heyne in the late 18<sup>th</sup> century and earned general acceptance in the Western world, is, according to Claude Calame, a highly problematic one on account of its ontological as well as ethical deficiencies. Being elevated to a universal category of narrative, distinguished from the achievements of rational discourse, the concept of ‘myth’ is part of our self-congratulatory tale about the Western ‘evolution from *mythos* to *logos*’.

Calame’s argument is dedicated to the unmasking of this tale. He does so by presenting a theoretical introduction tracing the ancient terminology followed by an analytical part concerned with tales about the foundation of Cyrene. Both in the theoretical part as well as in the analytical chapters Calame succeeds in demonstrating that our ‘myth’ cannot be identified as a concept found in the indigenous terminology. The Greeks labeled their historical tales “*ta palaia*” or “*ta archaia*”. While our ‘myth’ globally refers to traditional foundation tales strictly opposed to what is empirically verifiable, the ancient ‘*mythos*’ is frequently associated with poetic elaboration. Ancient Greek distinctions not only create mobile boundaries, but sort tales that deserve belief along vastly different criteria, in particular their ethico-religious character, tradition, utility, or ritual practice. ‘Myth’ as a universal category or as a genre does not then exist. Calame concludes however that “récits traditionnels” exist.

In all these considerations it is not difficult to agree with Calame. We may for example remember Wilhelm Nestlé’s argument (not mentioned) about the development *Vom Mythos zum Logos* (1940, 1942), who confidently attributed the achievement to “die arische Rasse”.

The main part of Calame’s work consists of analyses of the “*histoire légendaire*” of the foundation of Cyrene. Pindar’s 4<sup>th</sup>, 5<sup>th</sup> and 9<sup>th</sup> *Pythian Odes* are at the center of Calame’s inquiry, followed by Herodotus’ “*Enquête*” and Callimachos’ *Hymn to Apollon*, as well as some minor texts, among which the “*Serment des fondateurs*” inscription.

An examination of these texts demonstrates that they are not reducible to an abstract entity ‘myth’, according to Calame. As analytical methods he applies a ‘semio-narrative approach’, focusing

on the “énonciation” of the tale, as well a pragmatic approach addressed to the historical and ritual context of the telling. He follows the “configurations du temps”, which in Pindar’s *Epinikia* are not linear, creating an intricate web of temporalities. Furthermore he identifies a “schéma canonique”, constituting “l’unité syntaxique”, as well as various “isotopies”, at the semantic level.

Adopting the term “le processus symbolique”, Calame emphasizes that its operation is strictly linked to a singular occasion, specific society and the affective state of individuals. So far this definition of symbolic phenomena harmonizes well with contemporary notions within field anthropology.

Calame does however not really follow up this anthropological inquiry, beyond the information that symbolic manifestations may emerge in tales, ritual practices and representations. The statement that their pragmatic dimension is “d’une grande efficacité”, does not raise the question how this is to be imagined.

The ‘symbolic process’ is conceived of in a rather intellectual way focusing on “le processus de la constitution de *sens*”, which in addition does not necessarily extend beyond the individual. We may instead ask: What was the *effect* of these tales on their audiences, those who, with Bourdieu’s metaphor, were “dictating the teller”?

I would invite Calame to specify his concept of the ‘symbolic’, since he starts his *Avant-propos* to the present edition with signaling his disagreement with my attempt at addressing the problem of ‘myth’ (only citing “a symbolic tale, indispensable to social life”). My employment of the term ‘symbolic’ is based on Anglo-American field anthropology identifying social processes that operate within a community, beyond the level of the individual. What is left out in his admirable analyses of textual fabrics are the collective workings of symbolic phenomena, e.g. their role in liminal processes (Victor Turner), in creating summarizing or elaborating symbols (Sherry Ortner), in implying the ‘socially unquestionable’ (Sally Moore and Barbara Myerhoff), as well as the complex functioning of ‘intuition’ (Tony Bastick): cfr. Synnøve des Bouvrie, “Greek festivals and the ritual process”, in: Rasmus Brandt/Jon Iddeng (eds), *Greek and Roman Festivals. Content, Meaning, and Practice*. Oxford University Press, forthcoming 2012.

We may lack the evidence to arrive at conclusions about the “efficacité” of the tales in question on their communities. It are these effects however that were the essence of those symbolic tales.

Synnøve des Bouvrie

*Stella Georgoudi/Renée Koch Piettre/Francis Schmidt: La Raison des signes. Présages, rites, destin dans les sociétés de la Méditerranée ancienne.* Religions in the Graeco-Roman World, Volume 174. Brill, Leyde/Boston 2012. XVIII, 626 p.

Le livre explore la construction des signes dans plusieurs cultures de la Méditerranée (Mésopotamie, Egypte, monde grec et romain, Judaïsme antique, premier christianisme et Islam). Il se compose de quatre parties centrées sur autant des thématiques.

La première traite de la manière dont les signes sont construits au sein des institutions divinatoires. Jean-Jacques Glassner par exemple étudie la procédure de l’haruspice en Mésopotamie, et plus particulièrement l’interprétation des signes visibles sur le foie par rapport aux classifications contenues dans les documents d’archive. Dans le monde grec, Stella Georgoudi remet en valeur la procédure mantique de la parole dans le sanctuaire de Dodone et Dominique Jaillard traite de la clédonomancie (tirage aux sorts du lot ou du destin des humains) pratiquée près de la statue du dieu Hermès dans l’agora d’Athènes. Du côté romain, John Scheid explore comment la pratique augurale a changé au III<sup>e</sup> s. en passant de l’observation du vol des oiseaux à l’observation des poulets en cage.

La deuxième partie analyse les signes spontanés. Emmanuel Jambon s’occupe des signes liés à la crue du Nil en Egypte. La Grèce est représentée par trois articles: celui de Maria Patera qui consacre un chapitre au corbeau; celui de Renée Koch Piettre qui traite de l’atome dans la *Vie de Timoléon* de Plutarque et celui de Ileana Chirassi qui traite du *teras* (prodige) en le comparant avec des dossiers romains et bibliques. Enfin, Francis Schmidt porte le discours sur le monde juif, en analysant les signes et les prodiges chez Flavius Joseph et Tacite.

La troisième partie s’intitule «Signes de l’intervention divine: de l’élection à la légitimation». Les interventions passent des signes divins du pouvoir sacerdotal en Anatolie hellénistique et ro-

maine (Laetitia Bernadet) et des signes des stèles dites de «confession» de la même Anatolie (Nicole Belayche), à l'apparition du dieu Mandoulis en Egypte d'époque impériale (Gaëlle Tallet), pour arriver aux premiers chrétiens qui interprètent les signes du ciel et jusqu'aux signes du Messie dans la littérature rabbinique (Christoph Batsch) et aux signes de prophétie en Arabie à l'époque de Muhammad (Christian Julien Robin).

La quatrième partie «Statuts et logiques du signe» s'ouvre avec une réflexion de Jörg Rüpke sur la divination romaine et la rationalité grecque à l'époque de la Rome républicaine (II<sup>e</sup> s. av.n.è.), s'attache ensuite à l'analyse de la fonction épistémologique du signe dans les textes rabbiniques (Madalina Vârtejanu-Joubert), puis du tirage au sort dans la loi islamique (Mohammed Hocine Benkheira), des formes des dieux dans les papyri et les gemmes magiques (Attilio Mastrocinque), ensuite des signes-voix en Grèce (Sabina Crippa) et enfin des signes du futur dans le stoïcisme (Jean-Baptiste Gourinat).

Si les différentes contributions sont importantes pour la connaissance d'un domaine culturel précis, le livre dans son ensemble est un exemple bien réussi de comparatisme: Les thématiques se croisent d'un domaine à l'autre sans que l'ensemble perde de cohérence. Les éditeurs ont bien su gérer une matière très vaste pour en faire non un recueil d'articles, mais un livre bien soudé de plus de 600 pages.

Francesca Prescendi

**René Bloch: Moses und der Mythos. Die Auseinandersetzung mit der griechischen Mythologie bei jüdisch-hellenistischen Autoren.** Supplements to the Journal for the Study of Judaism, Bd. 145. Brill, Leiden/Boston 2011, 298 S.

Der Schwerpunkt der Habilitation René Blochs (B.) liegt auf der Zeit zwischen dem 3.Jh. v.Chr. und dem 1.Jh. n.Chr. sowie auf den Werken des Flavius Josephus. Dies begründet B. mit Josephus' Argumentationsweisen, die er in Bezug auf die pagane Mythologie als repräsentativ für die jüdische Literatur belegt. Folgend vergleicht B. die anhand von Josephus getroffenen Feststellungen mit weiteren ausserbiblischen Autoren.

B. zeigt zahlreiche direkte und indirekte jüdische Äusserungen zur griechischen Mythologie auf. Neben einer ausführlichen Definition des Begriffes «Mythos» und Darlegungen zum strittigen Thema jüdischer Mythologie, stehen folgende Thesen im Mittelpunkt: 1) Pagane Mythen wurden von jüdischer Seite als fiktiv und verwerflich abgelehnt. 2) Trotzdem nutzte das Judentum diese, um die eigenen Darlegungen zu untermauern. 3) Jüdische Autoren schrieben anhand paganer Mythologie dem Judentum in seiner Umwelt das höchste Alter und daraus ableitend die grösste Autorität zu. 4) Ein kritischer Umgang mit den eigenen Mythen erfolgte kaum, die Bezeichnung der biblischen Geschichten als Mythen wird abgelehnt.

Trotz zahlreicher Arbeiten zum Verhältnis von hellenistischem Judentum zu paganer Kultur, Religion und Literatur, ist eine ausführliche Untersuchung des Themas vor B.s Arbeit nicht zu verzeichnen. Die von B. selbst angeführte Ausnahme, der Artikel F. Siegerts, «Griechische Mythen im hellenistischen Judentum», 2005 diente B. insoweit als Vorbild, als sich seine Hauptthesen bereits bei Siegert verzeichnen lassen. Dieser legt sein Augenmerk jedoch auf eine knappe Untersuchung der jüdischen Werke aus dem Umfeld Alexandrias. Zudem nehmen chronologische Differenzierungen bei Siegert einen höheren Stellenwert ein. Insgesamt stellt B.s Werk durch seine Auseinandersetzung mit dem Begriff Mythos und seine umfangreiche Quellensammlung die erstmalige umfassende Beleuchtung des Themas und somit eine Bereicherung der Forschungslandschaft dar.

Kirstin Oswald

**Stéphane Ratti: Polémiques entre païens et chrétiens.** Les Belles Lettres, Paris 2012. 289 S.

R.s Buch hat mit besonderer Berücksichtigung der *Historia Augusta* die Auseinandersetzung zwischen Heiden und Christen zum Gegenstand, die im Augenblick wieder grössere Aufmerksamkeit in der Forschung erfährt. Noch nicht wahrgenommen vom Autor wurde offensichtlich das Sammelwerk von P. Brown/R. Lizzi Testa (Hgg.), *Pagans and Christians in the Roman Empire*, 2011.

R. greift in seiner Beweisführung und in seinen Thesen immer wieder auf einzelne frühere Abhandlungen zurück, die sich im Sammelband seiner Aufsätze *Antiquus error*, Turnhout 2010 finden.

Einleitend (11–29) beschäftigt sich R. mit der Wahrheit einer Fiktion und der Wahrheit einer Religion. Es geht dabei um literarische Ausdrucksformen der heidnisch-christlichen Auseinandersetzung, wobei die *Historia Augusta* eine besondere Rolle spielt. Im ersten Abschnitt des Hauptteiles (33–102) wird das Unbehagen der Heiden behandelt. R. setzt sich ausgehend von der Frage, ob die Heiden ihre Meinung im christlich gewordenen Reich frei ausdrücken konnten, mit verschiedenen literarischen Werken und ihrer versteckten Kritik am Christentum auseinander. Der zweite Abschnitt (105–178) ist ganz Nicomachus Flavianus senior (334–394 n.Chr.) gewidmet. Er wird als Zielscheibe der christlichen Kritik gesehen und ihm werden neuplatonische Interessen zugeschrieben. Er wird als Verfasser der *Historia Augusta* betrachtet, eine These, die R. schon länger vertritt. Soweit man bisher einen einzigen Autor der *Historia Augusta* in Betracht zog und ihn zu identifizieren suchte, war es nämlich Nicomachus Flavianus iunior (um 358 – nach 432 n.Chr.). Ein Epilog bietet eine sehr kritische Auseinandersetzung mit dem jüngst erschienenen Buch von Alain Cameron, *The Last Pagans of Rome*, 2011. Es folgen die Bibliographie (189–209), die Anmerkungen (211–274), und ein Index (275–286), der Namen und Sachen enthält. Ein Stellenindex ist nicht vorhanden.

R. ist kritisch gegenüber der angelsächsischen Schule, die die Bedeutung der christlich-heidnischen Auseinandersetzung herunterspielt. Er möchte dieser ihre Bedeutung zurückgeben und die Furcht der Heiden, aber auch die der Christen, die sich um den Verlust ihres neu gewonnenen Einflusses sorgten, erkennen lassen. R.s Buch bildet eine deutliche Gegenposition zur vorherrschenden Meinung. Seine Thesen sind es wert, einer gründlichen Prüfung unterzogen zu werden.

Joachim Szidat

*Corinne Bonnet/Jörg Rüpke/Paolo Scarpi (dir.), avec la collaboration de Nicole Hartmann et Franca Fabricius: Religions orientales – culti misterici. Neue Perspektiven – nouvelles perspectives – prospettive nuove.* Potsdamer Altertumswissenschaftliche Beiträge, vol. 16. Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2006. VIII + 269 p., figures.

Corinne Bonnet indique dans l'avant-propos que les textes présentés dans cet ouvrage sont l'aboutissement d'une série de rencontres menées dans le cadre d'une collaboration internationale tripartite franco-germano-italienne (Fondation de la Maison des Sciences de l'Homme de Paris, Fondazione Villa Vigoni et Deutsche Forschungsgemeinschaft) en 2005. Corinne Bonnet expose par ailleurs que l'enquête a d'abord entrepris de «déconstruire le concept et la catégorie des religions orientales» telles qu'elles avaient été définies par Franz Cumont, en privilégiant notamment l'examen des processus d'intégration, d'identité culturelle et en croisant au maximum les sources, puis de les «reconstruire» sur des bases nouvelles telles que les interactions entre les cultes, les convergences, le rapport aux traditions de la cité ou encore le pragmatisme des Anciens en la matière.

Une première partie est consacrée aux «Pratiques et agents» (de ces cultes). Elle est introduite par Philippe Borgeaud et Jörg Rüpke. Elle contient des contributions sur l'organisation de divers sacerdoce – isiaques, métroques, juifs, chrétiens – par rapport au modèle de Rome (Jörg Rüpke), sur les associations liées aux divinités égyptiennes de Thessalonique (Christopher Steimle), sur les fonctions des autorités romaines en matière de cultes orientaux (Françoise Van Haeperen) et sur les associations dionysiaques en milieu urbain (Alfred Schäfer).

Une deuxième partie est libellée «Une théologie en images? Isis et les autres» et vise à déterminer ce que véhiculaient plus précisément en matière théologique ces représentations. Une introduction est faite par Pierre Cordier et Valérie Huet. Laurent Bricault analyse les images d'Isis et leur rapport à la mention d'un nom, Ennio Sanzi une modalité de syncrétisme à propos de Jupiter Dolichenus, Francesca Prescendi le caractère sacrificiel exact de la tauroctonie mithriaque, Nicole Belayche l'imagerie des divinités orientales, notamment mithriaques, au Proche Orient romain, Stéphanie Wyler les imageries dionysiaques à Rome, Sylvia Estienne une comparaison entre le bain de la statue de la Magna Mater et celui de la statue de Vénus Verticordia.

Une troisième partie est intitulée «Les cultes à mystères» et s'intéresse au bien-fondé d'une équivalence avec les «religions orientales». Elle est introduite par Vinciane Pirenne-Delforge et Paolo Scarpi. Y sont étudiés la question de la magie (Ileana Chirassi), les mystères en tant que tels et les divinités qui leur sont liés (Giulia Sfameni Gasparro), la politique des Ptolémées à l'égard

des mystères (Alessandra Coppola), les divers aspects des mystères dionysiaques (Anne-Françoise Jaccottet) et le culte mésopotamien de Inanna Istar (Giovanni Lanfranchi).

Chaque contribution est suivie d'une riche bibliographie et d'utiles index (*index rerum* et *index locorum*) terminent le livre.

C'est dans une perspective résolument novatrice que les participants à cette enquête ont voulu prendre en compte les religions orientales et les cultes à mystères, et des perspectives effectivement nouvelles sont ouvertes dans le présent ouvrage, souvent critique à l'encontre de Franz Cumont. Mais ce savant n'en demeure pas moins selon nous, à l'issue du passage au crible auquel sont soumises ses analyses, une référence solide en matière de religions orientales et de cultes à mystères.

Gérard Freyburger

**Thomas Schmidt/Pascale Fleury (edd.): *Perceptions of the Second Sophistic and its Times. Regards sur la Seconde Sophistique et son époque*.** Phoenix Supplementary Volume XLIX. University of Toronto Press, Toronto/Buffalo/Londra 2011, IX–XX + 273 pp.

La nozione di «identità greca» è centrale nella letteratura dei due primi secoli, in quanto il termine «greco» o «ellenico» copre un vasto raggio di classi sociali, di culture, di comportamenti sociali ed anche di etnie diverse, come Siri, Egizi, Ebrei (o anche latini che scelgono di scrivere in greco, quali Favorino ed Eliano). Tutti costoro possono dichiarare di essere Greci o Romani (vd. il caso di Luciano). In tale visione identitaria il bilinguismo – o trilinguismo – diviene la norma degli intellettuali, e l'educazione greca fornisce i mezzi per una scalata sociale per intellettuali di origine orientale (Dione, Luciano, Elio Aristide). A questa formazione di una cultura ellenica medio-alta contribuisce anche il pubblico dei lettori del romanzo «sofistico» – recentemente, Kendra Eshleman, *Defining the Circle of Sophists: Philostratus and the Construction of the Second Sophistic* (CPh 103, 2008, pp. 395–413, sulle orme di una provocatoria posizione che non ha riscosso molte adesioni di P.A. Brunt, *The Bubble of the Second Sophistic*, BICS 39, 1994, pp. 25–52), è ritornata a mettere in discussione la legittimità di una unità di tale fenomeno culturale: a p. 396 parla di questa cerchia di sofisti come di una «almost incestuously self-contained, self-generating, self-regulating community».

Dagli studi qui esaminati emerge chiaro il quadro di un insieme di intellettuali – sofisti, retori, grammatici – impegnati soprattutto nell'attività epidittica, che essi trasformarono in una vera competizione agonistica e pubblica attraverso cui trasmettere gli *standard* di quella proprietà linguistica che Cicerone e Dionigi di Alicarnasso chiamarono «Atticismo» in una ideologia devota solo alla storia del V–IV secolo e che finisce con le conquiste di Alessandro. Essi occuparono gli spazi pubblici nell'impero, dalla Gallia alla Spagna, all'Egitto, alla Siria, per ricreare l'Atene classica nel contenuto dei loro discorsi e nel loro linguaggio arcaizzante e puristico. Nello stesso tempo mostrano un grande eclettismo, e basti pensare ad Aulo Gellio, ad Ateneo, a Cornelio Celso (aspetti sofistici ed encyclopedici presentano anche gli *Stromata* di Clemente Alessandrino e le *Vite* di Diogene Laerzio), dal gusto encyclopedico, tipico di quest'epoca e che sarebbe piaciuta certo alla visione ideologica di un Isocrate. Con il loro inconscio tentativo di compensare la perdita politica di un glorioso passato adottano un'esclusiva forma di linguaggio elitario, un canone di citazioni letterarie alquanto restrittivo e una autodefinizione di superiorità morale e culturale. Nel contempo, come è qui mostrato per Dione ed Aristide, riuscirono spesso a collaborare col potere politico degli imperatori romani.

Questo volume racchiude 14 saggi, tutti in lingua inglese e francese, preceduti da una introduzione dei due curatori, organizzati su cinque sezioni generali: «Essence et présence de la Seconde Sophistique»; «L'orateur et son image»; «Passé et identité grecque»; «Texte, Tradition et Performance»; «Héritage et influence de la Seconde Sophistique». Illuminanti sulla metodologia seguita si configurano due affermazioni dei curatori alle pp. XIX e XX dell'«Introduction», secondo cui «La Seconde Sophistique [...] constitue le premier exemple d'une mondialisation culturelle» e «Le regard de la Seconde Sophistique sur l'identité et la culture helléniques s'est avéré d'une portée universelle».

Attuale e centrale risulta la terza sezione (pp. 185–234) sul *Fortleben* dei sofisti nel IV sec., in quella che noi chiamiamo la «Terza Sofistica» (e che comprende anche figure quali Giuliano, Libanio, Eunapio, Sinesio: forse si poteva anche aggiungere un accenno alla cosiddetta «Quarta Sofistica» della

Scuola di Gaza (Enea, Coricio, Procopio ed altri) nel VI sec., che si richiama proprio ai modelli di Dione ed Aristide.

Il volume è corredata da una Bibliografia finale e da tre *Indices*, dei *loci*, dei nomi propri, dei soggetti trattati, che accrescono la maneggevolezza del tutto.

Due contributi sono dedicati a Filostrato (pp. 3 e 36), ma la sua figura aleggia quasi ad ogni pagina del volume: d'altronde la definizione «Seconda Sofistica» fu coniata da lui, ma gli studiosi hanno sempre più allargato i suoi confini sia in senso diacronico (fino alla «Terza» o «Quarta Sofistica») sia in senso sincronico, applicando il termine anche a fenomeni solo in parte connessi con i sofisti, come il romanzo greco-latino. E, infatti, come rivelano i casi di Dione, Plutarco, Galeno, Temistio qui esaminati, sono molto frequenti i casi di sofisti-filosofi, a cui si potrebbero aggiungere i nomi di Massimo Tirio, Apuleio, Giuliano e Sinesio qui non indagati. Nel volume sono inoltre assenti anche le figure di filosofi medioplatonici del II sec. che presentano non pochi caratteri sofistici o retorici, quali Gaio, Albino, Lucio, Nicostrato, Tauro, Severo, Arpocrate, a riprova dello stretto intreccio fra retorica e filosofia in questo periodo. Assente è anche il fenomeno dei cristiani-retori, come Tertulliano.

Nel primo capitolo, Kemezis cerca di difendere – anche se con scarsa convinzione – Filostrato dalle varie accuse dei moderni, dall'artificiosa «invenzione» di tale fenomeno letterario alla scarsa unità della sua opera, alla debole credibilità della sua cosiddetta «collection of facts and anecdotes» (p. 5), ecc. Eppure bisognerebbe riaffermare, ancora una volta, che la «Seconda Sofistica», come fenomeno onnicomprensivo di tutta un'epoca, è più una nostra invenzione che non di Filostrato: si tratta pur sempre di un mondo di identità molteplici e spesso contrastanti (vd. il saggio, assente in bibliografia, di C.P. Jones, «Multiple Identities in the Age of the Second Sophistic», in: B. Borg (ed.), *Paideia: The World of the Second Sophistic*, Berlino/New York 2004, pp. 13–21).

Per fare un esempio di una discutibile interpretazione, basti leggere i giudizi espressi da Henderson su Luciano e Paolo di Tarso: entrambi sono visti come dei «fallimenti sofistici», «rhetorical failure» Paolo (p. 29) e «failed sophist» Luciano (p. 28). Ora, sarebbe sufficiente rimandare agli studi di Carl Joachim Classen sullo spessore retorico degli scritti paolini (che l'autore non conosce) per rendersi conto della superficialità di tale sommario giudizio. Inoltre, Paolo non voleva certo diventare un sofista, ma un conoscitore dell'esegesi e della retorica rabbinica, che egli studiò a lungo. Quanto a Luciano, poi, si parla addirittura di «limited fame» e di «failure» (p. 29) come sofista e retore. In realtà, per misurare il successo lucianeo bisognerebbe rifarsi alla sua fortuna in età bizantina, a cominciare da Fozio, ma sarebbe necessario ugualmente tenere presente il suo influsso retorico anche su altri generi letterari, quale l'epigramma scoptico di età imperiale e bizantina. Non si può quindi parlare di «rhetorical weakness» (p. 30) per questi due grandi comunicatori e conoscitori della tecnica sofistica di persuadere e dimostrare. Per quanto concerne poi il *De morte Peregrini* (pp. 33–34) Henderson trascura di ricordare, oltre il ritratto a tratti caricaturale compiuto da Luciano, quello che di Peregrino traccia con rispetto Galeno nelle *Notti Attiche* 12,11: *virum gravem et constantem*.

Calzante e riuscito ci sembra il tentativo di far rientrare in tale vasto movimento anche il Plutarco delle *Quaestiones convivales*, dall'impostazione retorico-filosofica, circa il problema dell'arte orchestrale della pantomima, così centrale in età romana, come ci dimostrano i dibattiti presenti in Luciano, Aristide, Libanio, Coricio (Schlapbach, pp. 149–168).

Un ruolo centrale viene dedicato a Dione di Prusa ed Elio Aristide, a cui sono rivolti i saggi di Schmidt (pp. 105ss.) sui rapporti tra barbari e identità greca in Dione e di Downie (pp. 76ss.) sui *Discorsi sacri aristidei*, nonché di Vanderspoel (pp. 187ss.) sulla fortuna aristidea nel IV sec.: quest'ultimo tema viene anche sviluppato nel contributo di Johnson (pp. 199ss.) sulla ricezione aristidea nelle orazioni di Libanio. Tali tematiche risultano bene articolate e documentate, ma – come per altri contributi – emerge l'assenza bibliografica di monografie in lingua italiana, come, ad es., per Dione e Aristide le due recenti monografie a cura di A.M. Milazzo, *Un dialogo difficile: la retorica in conflitto nei «Discorsi Platonici» di Elio Aristide*, Olms, Hildesheim 2002, e *Dimensione retorica e realtà politica: Dione di Prusa nelle orazioni III, V, VII, VIII*, Olms, Hildesheim 2007. Tali volumi avrebbero potuto arricchire la discussione sia a proposito dei *Discorsi Platonici* aristidei (pp. 71–72; 77), come dell'*Euboico*, del *Libico* e del *Diogenico VIII* dionei (pp. 53; 107; 108; 117).

Originale l'intervento di Pascale Fleury (pp. 65ss.) sulla concezione religiosa che lega l'oratore ad una dimensione divina, da Gorgia fino ad Aristide e Frontone: ma per quest'ultimo, si può davvero parlare di una «optique philosophique» oppure solo di una «réelle construction idéologique»? (p. 72). Le considerazioni di un Aristide appaiono molto più «filosofiche» di quelle di Frontone.

Particolarmente interessante e attuale la problematica se e in quale misura possano essere considerati nell'ambito della Seconda Sofistica intellettuali-retori dello spessore di Clemente Alessandrino (Pasquier, pp. 87ss.), Ateneo (Mainguy, pp. 120ss.), Pausania il Periegeta (Auberger, pp. 133ss.), Galeno (Gurd, pp. 169ss.): ma allora, perché non discutere anche del ruolo socio-letterario di «sofisti» quali Gellio e Diogene Laerzio, Tertulliano, Apuleio e Giuliano? L'unico esponente latino della Sofistica d'età imperiale appare essere Frontone (pp. 65–69). Gli autori non si pongono la questione di una reale consistenza di una «Seconda Sofistica latina»: perché? Eppure – per analogia – esiste ormai accettata la dimensione anche di una retorica e sofistica cristiana fino a Sinesio di Cirene. Manca ancora la conoscenza di testi-base sulla Seconda Sofistica, come quelli, ad es. di Salvatore Nicosia, «La Seconda Sofistica», in: G. Cambiano/L. Canfora/D. Lanza (edd.): *Lo spazio letterario della Grecia antica*, I, 3, Roma 1994, pp. 85–116, o di Claudio Moreschini, «Aspetti della cultura filosofica negli ambienti della Seconda Sofistica», in: *ANRW II*, 36, 7, Berlino/New York 1994, pp. 5101–5133. Ultimamente vd. AA.VV., *Arte e memoria culturale nell'età della Seconda Sofistica*, Ed. del Prisma, Catania 2007, con 20 studi su argomenti quali: meccanismi e luoghi della memoria; *paideia* e forme di identità; uso dei modelli e recupero del passato; religione e archeologia.

In definitiva, un libro utile, frutto di indagini multidisciplinari e di molteplici prospettive, che studia un fenomeno letterario che è anche un rilevante momento storico dell'età imperiale romana e greca, radicato su concetti e valori la cui condivisione nei primi secoli dell'impero appare fortemente di tipo collettivo, ma in una prospettiva in cui la retorica letteraria si fonde con la società e il potere politico, sia periferico che centrale.

Antonino M. Milazzo

**Diana Spencer: Roman Landscape: Culture and Identity.** Greece & Rome, New Surveys in the Classics, 39. Cambridge University Press, Cambridge/New York 2010. XVI + 236 p.

Examinant les paysages de verdure de la fin de la République au début de l'Empire comme lieux d'une collaboration entre l'homme et la nature, Diana Spencer (S.) définit le paysage comme un espace à la fois naturel et culturel, intrinsèquement soumis au point de vue. S. s'attache en particulier à montrer ce qui fait d'un espace un paysage, puis quel rôle ce dernier occupe dans la formation de l'identité et de la mémoire romaines. La parution de cet ouvrage concis dans la collection *Greece and Rome – New Surveys in the Classics* reflète l'essor des «Landscape Cultural Studies», peu développées dans les milieux germanophone et francophone (voir pour les époques moderne et contemporaine l'histoire culturelle des jardins et du paysage et l'équivalent germanophone de «Gartenkulturgeschichte»).

L'ouvrage, que l'on peut diviser en deux parties majeures, compte en outre une préface composée d'un glossaire (XIII–XVI) d'une soixantaine de termes qui facilitera la tâche des lecteurs peu familiarisés avec certains concepts issus de la géographie, de la linguistique, de l'anthropologie ou de la psychanalyse (le «Regard» lacanien, l'«Ethnoscape» d'Augé et d'Appadurai ...).

Les quatre premiers chapitres (p. 1–61) déclinent ces concepts, les adaptant au thème du paysage romain. Ainsi, S. développe d'abord en un chapitre condensé et technique l'idée d'une sémiotique du paysage, celui-ci étant considéré comme un espace qui produit du sens en même temps qu'il est le produit d'une culture (Chap. I: «Introduction: Surveying the Scene»). Ensuite, en trois autres chapitres, elle évoque la bestialité bacique et la philosophie sur fond de *locus amoenus* (Chap. II: «Landscape and Aesthetics»), la tension entre *labor* et *otium*, reflet des inquiétudes aristocratiques de la fin de la République (Chap. III: «Those Happy Fields? DIY Landscaping») et la lecture spatio-temporelle des paysages de Rome (Virg. *Aen.* VIII) et de la *Via Domitiana* dans les *Silves* de Stace (Chap. IV: «Landscape: Time and Motion»).

Les deux derniers chapitres (p. 62–185), les plus consistants, développent amplement les concepts théoriques utilisés précédemment, se fondant sur des études de cas littéraires, notamment chez Varron, Cicéron ou Pline l'Ancien (Chap. V: «Italy and the Villa Estate, or, of Cabbages and

Kings»), puis archéologiques et iconographiques, comme les fresques de la Villa de Livia, les *Horti Sallustiani*, le Portique de Pompée... (Chap. VI: «Spaces and Places»). S. donne ainsi une lecture des paysages de la villa, soulignant l'intertextualité du paysage, afin de montrer, en fin de compte, que celui-ci situe et classe l'individu romain au sein d'un système conduit par les citoyens aisés et cultivés.

En définitive, cet ouvrage manie des concepts théoriques variés – dont l'utilité pour l'étude du paysage est démontrée par S. – et les applique avec conviction à des études de cas. L'ensemble est étayé par une excellente bibliographie interdisciplinaire et internationale (p. 186–218; «webographie»: p. 219s.) et, secondairement, par une annexe d'illustrations en couleur (p. 229–236), support intelligent à l'argumentation de S. Dans le développement, on aurait apprécié que les textes sur lesquels s'appuie S. (sources antiques et théories modernes) soient cités en entier et contextualisés, mais, pour autant, cette étude concise et érudite constituera une base de travail importante pour tous ceux qui s'intéressent aux paysages et à la relation entre espaces, lieux et identité dans la société romaine.

Ilse Hilbold

**Edgar Markus Luschin: Römische Gartenanlagen. Studien zu Gartenkunst und Städtebau in der Römischen Antike.** GRIN Verlag, Munich ²2010 (¹2008). 496 p., 177 illustrations.

La thèse de doctorat, soutenue en 2008 par l'archéologue Edgar Markus Luschin (L.) à l'Université de Vienne et dont cet ouvrage est issu, répond assurément à une lacune de l'historiographie. L'objet de recherche (les «parcs publics»), la méthodologie adoptée (envisager les espaces verts comme un phénomène urbain) ainsi que l'outil de travail constitué par le catalogue participent tous trois à une nouvelle appréhension des espaces de verdure dans l'antiquité romaine.

Une définition de l'objet de recherche (8–11) et une historiographie des jardins grecs et romains (12–18) amorcent l'étude. Les infrastructures de verdure publiques y sont définies par leur association à un bâtiment (comme tous les jardins de l'antiquité romaine) et par leur accessibilité à un grand nombre de personnes (10).

Les questions de l'apparition des jardins et des parcs dans la péninsule italique (19–85) et de leur apparence (86–128) charpentent la suite de l'analyse. Ainsi, c'est dans le monde grec classique que L. recherche les origines des jardins du monde romain, interrogeant en particulier les fonctions attribuées aux espaces de verdure dans la *polis* (19–31) et c'est à la ville d'Alexandrie d'époque hellénistique qu'il attribue le modèle des parcs publics de Rome (38–46; 137). Différents types d'espaces verts susceptibles d'être présents sur le sol romain, parmi lesquels ceux qui entourent les sanctuaires ou les théâtres, les jardins privés de la ville ou les jardins funéraires (47–80), sont ensuite évoqués, L. s'attachant en particulier à situer l'apparition et le développement de ces espaces de verdure dans un contexte chronologique, géographique et, surtout, urbanistique. Ensuite, la réévaluation, adroite et nuancée, de sources «hortesiennes» connues (*Lettres de Pline le Jeune*, *Traité d'architecture* de Vitruve, fresques de la Villa de Livia, représentations de jardins sur le plan de marbre séverien...: 86–117) permet à L. d'approcher la conception et l'apparence des jardins publics, qu'il fait dériver de l'esthétique des jardins dits privés (87; 138).

Un résumé (137–139), qui fait office de conclusion, est précédé de quelques pages particulièrement originales et bien tournées sur la réception des jardins romains jusqu'à nos jours (134–136). Le catalogue, qui constitue la plus grande partie du travail (141–396), présente de manière typologique les bâtiments qui comportaient ou ont pu comporter des espaces de verdure, dans tout l'Empire romain et ce, jusqu'au III<sup>e</sup> siècle ap. J.-C. La maniabilité de cet outil et de l'index général, tout comme la richesse des illustrations (117 ill.), feront sans doute oublier les aspects moins commodes de cet ouvrage, dont fait partie, par exemple, l'absence de bibliographie générale.

Ainsi, le travail de L. constitue un élément-clé de toute bibliographie sur les jardins romains, complétant et approfondissant l'état de nos connaissances dans ce domaine de recherche.

Ilse Hilbold

*Maurilio Pérez González/Estrella Pérez Rodríguez (Hgg.): Influencias léxicas de otras lenguas en el latín medieval. Influences lexicales d'autres langues sur le latin médiéval. Lexical Influences of Other Languages on Medieval Latin.* Universidad de León, León 2011. 365 S.

Die Aufsatzsammlung geht auf eine lexikographische Tagung zurück, die der Frage der lexikalischen Einflüsse anderer Sprachen auf das Lateinische gewidmet war. Die Beiträge behandeln Fragen wie z.B. die Geschichte einzelner Wörter, die Analyse einzelner semantischer Felder oder die Formen der Entlehnung (Aufnahme eines unveränderten Lehnwortes, Anpassung an die lateinische Morphologie, Lehnbildungen und Nachbildungen von Phraseologismen). Es lassen sich einige rote Fäden erkennen. So geschieht dieser Sprachtransfer vor allem in Textsorten, die einen mündlichen Vortrag wiedergeben wollen (Predigten, Zeugenaussagen), und in Bereichen, in denen eine genaue Präzisierung der Aussage notwendig ist, zumal in juristischen Texten, sei es in der Gesetzgebung oder in der notariellen Praxis. Es handelt sich also nicht um ein Phänomen, das für die Gesamtheit der Schriftproduktion des lateinischen Mittelalters prägend wäre. Die Beobachtungen sind für Schwedisch, Altpolnisch, Altschechisch, Mittelhochdeutsch und Mittelniederdeutsch sehr ähnlich. Im romanischen Bereich hat sich der von M. Pérez González vorgeschlagene Begriff des «mittelalterlichen Urkundenlateins» etabliert, um ein Sprachregister zu bezeichnen, das sowohl die Bemühung um korrektes Latein der Schreiber als auch die Schwierigkeit, Latein von der romanischen Sprache abzugrenzen, erkennen lässt. Eine besondere Situation beschreibt A. Harvey für irische Texte vor der anglonormannischen Eroberung, die keine Keltismen aufweisen. Dies dürfte auf den literarischen Anspruch der Texte zurückzuführen sein. Eine literarische Erscheinung behandelt schliesslich P. Stotz, der die Verwendung des Griechischen zum Zweck des Ornatus untersucht und dabei auf ihre Quellen, ihren Bezug zum glossematischen Stil und ihre Wirkung eingeht. Dabei sind etliche Anpassungen, Missverständnisse und sogar rein westliche Neubildungen auf der Grundlage bekannter griechischer Wörter zu beobachten.

Carmen Cardelle de Hartmann

*Gabriela Kompatscher (Hg.): Tiere als Freunde im Mittelalter. Eine Anthologie.* Eingeleitet, ausgewählt, übersetzt und kommentiert von *Gabriela Kompatscher zusammen mit Albrecht Classen und Peter Dinzelbacher*. Wissenschaftlicher Verlag Bachmann, Badenweiler 2010. 301 S.

Die Beziehungen zwischen Mensch und Tier schlagen sich vielfältig in Texten nieder. Unser erster Gedanke gilt vielleicht Fabeln oder mittelalterlicher Tierepik, aber in diesem Buch geht es um etwas anderes, nämlich um Zeugnisse für Gefühle der Geschwisterlichkeit gegenüber unseren Mitgeschöpfen, einerlei, ob sie sich deutlich oder nur ganz verhalten äussern. Zahlreiche Texte und Textpassagen von der Spätantike bis zur anbrechenden Renaissance werden hier abgedruckt, übersetzt und ausführlich kommentiert. Unterschiedliche Gattungen der lateinischen Literatur aus dem mittelalterlichen Europa sind vertreten. Zwar überwiegen hagiographische und sonst wie erbauliche Texte: über irische Heilige, über Franz von Assisi, über asketische Einsiedler und andere Gottsucher und deren Beziehungen zu den Tieren. Daneben aber finden wir anderes, so ein Trauergedicht auf ein Hündchen in elegischen Distichen, eine bewegte Klage in rhythmischen Strophen über eine von einem Wolf gerissene Eselin, auch Ausschnitte aus dem hochmittelalterlichen Versroman *Ruodlieb*. Ausgiebig kommen ferner die volkssprachlichen Literaturen zu Worte, so die französische mit einer Episode aus dem *Yvain* von Chrétien de Troyes oder einem Schwank aus den *Cent nouvelles nouvelles*, die mittelhochdeutsche mit Stücken aus Wolframs *Parzival* und *Willehalm*, aus dem *Tristan* Gottfrieds von Strassburg u.a.m., die englische mit zwei Stellen aus Chaucers *Canterbury Tales*. Oft ist die Rede von der Zutraulichkeit auch wilder Tiere zu den Heiligen, die mit ihnen sprechen, ihnen Hilfe angedeihen lassen – Verletzungen kurieren, sie vor dem Messer des Fleischers retten, sie gar vom Tode auferwecken –, und mitunter lenken die Tiere sie von der Meditation ab! Dort, wo die höfisch-ritterliche Sphäre wirksam ist, geht es um edle Hunde, Pferde oder Falken, mit denen die Menschen innige Gefühle verbinden, die auch erwidert werden. Ein Buch voll menschlich anrührender Erzählungen, dessen Lektüre sich lohnt!

Peter Stotz

*Jürgen Leonhardt/Silke Leopold/Mischa Meier: Wege, Umwege und Abwege. Antike und Oper in der 1. Hälfte des 20. Jahrhunderts.* Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2011. 127 S.

Der Althistoriker M. Meier, der Latinist J. Leonhardt und die Musikwissenschaftlerin S. Leopold setzen sich in je einer Studie mit dem Ansatz auseinander, die Geschichte der neuzeitlichen Oper als eine Kette von Versuchen zu beschreiben, an die griechische Tragödie als (vermeintliches) Vorbild der Gattung anzuknüpfen.

Meier, der sich schon öfter mit Wagners Verhältnis zur Antike beschäftigt hat, zeigt in «Ab- schied vom ‹Gesamtkunstwerk› – Emanzipation von der Antike: Das deutschsprachige Musiktheater im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert» (11–66) mittels eines Gangs durch die Operngeschichte seit Wagner (mit Schwerpunkten auf A. Bungert, F. Draeseke, J. Bittner, E. Humperdinck, R. Strauss, H. Pfitzner, F. Schreker und E.W. Korngold), dass sich die fortschreitende Emanzipation von Wagner, dessen Kunstwerk der Zukunft das Ergebnis seiner spezifischen und eigenwilligen Antikerezeption sei (22), als «ein Jahrzehnte übergreifender Prozess der schleichen Überwindung der Antike als vermeintlicher Urmutter der Oper» (ebd.) beschreiben lässt. Neue Konzeptionen im Bereich des Musiktheaters, die die attische Tragödie einbezogen (etwa bei Honegger und Strawinsky), erfolgten im 20. Jh. hauptsächlich aus einer dezidierten Ablehnung der Wagnerschen Ästhetik heraus.

Einer der öffentlichkeitswirksamsten Komponisten in diesem Bereich war Carl Orff. 30 Jahre nach seinem Tod lässt sich manches unvoreingenommener beurteilen, was zuvor gelegentlich durch die Kraft seiner (polarisierenden) Persönlichkeit überstrahlt wurde. Leonhardt weist in «Sprachbehandlung und antike Poesie bei Carl Orff» (67–97) überzeugend nach, dass im Gegensatz zu Aussagen des Komponisten und seiner zeitgenössischen Interpreten Orff gerade nicht an die Verbindung von Wort und Musik in der antiken Dichtung anknüpfte, sondern einem musikalischen Ansatz folgte, der von ihm selbst kam (97). Sein Verfahren erinnere «an den liturgisch überhöhten Gestus des barocken Rezitativs und damit an die Tradition von Kantate, Oratorium bis hin zur Passion» (78). In «Orfeo. Carl Orff bearbeitet Monteverdi» (99–127) zeigt S. Leopold, dass Orff sich zwar im Zuge seiner (1925 in Mannheim uraufgeführten) Neugestaltung von Monteverdis *Orfeo* wissenschaftlich mit diesem Komponisten und seiner Zeit beschäftigte, sich aber um die daraus resultierenden Erkenntnisse letztlich wenig kümmerte (105): Bearbeitung und Neukomposition flossen ineinander; der Text wurde stark gekürzt und so modifiziert, dass aus der Geschichte von der Macht der Musik eine von der Macht der Liebe wurde; dadurch passt der neue Text auf weiten Strecken überhaupt nicht mehr zu den originalen monodischen Passagen, in denen Wort und Musik zu einer Einheit verschmelzen; damit verfehlte Orff genau das, was Monteverdis Werk epochal macht.

Alle drei Studien regen auf ihre Weise zu weiterem Nachdenken an: So wären, von Meier ausgehend, nun die Gründe zu eruieren und zu diskutieren, weshalb im 20. Jh. der Rückgriff auf die antike Tragödie hauptsächlich dort zu finden ist, wo man sich von der Wagnerschen Ästhetik distanzierte. Die Beiträge von Leonhardt und S. Leopold markieren den Beginn einer neuen Würdigung von Orffs Werk jenseits des Credits, den man der Orffschen Selbstdarstellung allzu lange unbefragt gewährte. Darüber hinaus machen sie auf grundsätzliche methodologische Probleme aufmerksam, was die Auswertung künstlerischer Selbstzeugnisse und Selbstdeutungen betrifft.

Werner Schubert

*Stefan Rebenich/Barbara von Reibnitz/Thomas Späth (Hrsg.): Translating Antiquity. Antikebilder im europäischen Kulturtransfer.* Schwabe Verlag, Bâle 2010. 247 p.

Qu'est-ce que l'Antiquité classique? De fait, les représentations modernes de la Grèce et de Rome résultent toutes d'un faisceau convergent de processus de traduction/adaptation, dont l'étude constitue précisément le sujet du maître livre *Translating Antiquity* – issu d'un colloque qui a eu lieu du 27 au 29 septembre 2007 à l'Institut suisse de Rome avec le soutien actif de son Directeur, le Prof. Christoph Riedweg. Il s'agissait en l'occurrence d'examiner les méthodes et les techniques d'appropriation culturelle des modèles d'excellence antiques dans les différentes sociétés de la vieille Europe et du Nouveau Monde. Onze coauteurs – éminents spécialistes d'archéologie, d'histoire de l'art, d'historiographie, de littérature, de religion et de philosophie – proposent dans ce volume collectif

une analyse critique des traductions et des recensions, du XVIII<sup>e</sup> au XX<sup>e</sup> siècles, d'ouvrages basiques de sciences de l'Antiquité. Mais ces savants s'intéressent également aux présupposés idéologiques de cette *translatio Antiquitatis* dans les langues et cultures européennes. Davantage ils s'interrogent sur le rôle des cercles littéraires, des sociétés de pensée et autres académies dans l'essor de ce qu'il est convenu d'appeler l'Antiquité rémanente, pourvoyeuse de thèmes intemporels et universels. D'ailleurs cette même exemplarité référentielle a encore présidé à la construction des diverses traditions universitaires nationales et contribué ainsi à la création des sciences historiques de l'Antiquité.

Les actes du colloque romain susmentionné s'ouvrent par deux contributions afférentes aux enjeux politiques voire géopolitiques du transfert culturel de l'Antiquité dans l'Europe révolutionnaire et romantique. La première porte sur la création en 1768 – au sein de l'Académie des sciences de Russie et à l'initiative de Catherine II – d'une Commission pour la traduction des livres étrangers, en particulier d'auteurs grecs anciens dans la perspective de l'avènement d'un Saint Empire orthodoxe russe fidèle à ses racines helléniques (Alexander Gravilov). La seconde communication aborde le problème de la découverte de la civilisation grecque (archaïque, classique et hellénistique) par les antiquisants espagnols du XIX<sup>e</sup> siècle – dans un contexte de déclin de l'influence de l'école française d'archéologie et d'histoire anciennes et de triomphe corrélatif de l'*Altertumswissenschaft* germanique (Mirella Romero Recio et Jaime Alvar Ezquerra). Quant aux trois interventions subséquentes, elles traitent de la réception des mythologies et des religions anciennes chez les intellectuels européens des XVIII<sup>e</sup> et XIX<sup>e</sup> siècles. C'est ainsi que la correspondance entre Friedrich Creuzer et Gottfried Hermann révèle que leurs travaux respectifs de sciences religieuses de l'Antiquité – opportunément traduits en français – ont favorisé la naissance dans la France post-révolutionnaire d'une puissante réaction catholique (Sotera Fornaro). De même, la publication légèrement postérieure du *Dictionnaire des Antiquités grecques et romaines* de Charles Daremberg et Edmond Saglio et de sa réplique germanique, la *Realencyclopädie der classischen Altertumswissenschaft*, reflète le conflit idéologique qui oppose les historiens français (ou francophones) et allemands de l'Antiquité. Mais les divergences politiques n'empêchent pas les convergences scientifiques, comme celle qui préside à l'élaboration du grand classique de Franz Cumont: *Les religions orientales dans le paganisme romain* – sur la base des recherches menées par les plus illustres historiens allemands des religions (Corinne Bonnet). Enfin on a rappelé avec raison l'engouement des savants anglais du XIX<sup>e</sup> siècle pour les mythologies des sociétés traditionnelles et du monde antique, qui les a conduits à émettre l'hypothèse de l'existence d'un universalisme mythologique susceptible d'expliquer les aspects mythiques aussi bien du paganisme gréco-romain que du christianisme primitif (Oswyn Murray). La troisième partie de l'ouvrage est consacrée à la réception des croyances et des idées antiques aux temps modernes – en particulier dans le domaine des théories esthétiques et littéraires. De fait, on s'est intéressé à l'impact des conceptions rhétoriques et stylistiques d'un Longin – diffusées grâce à la traduction française au XVII<sup>e</sup> siècle de son traité *Du sublime* – ainsi que de celles qui sous-tendent l'*Epître aux Pisons* d'Horace, sur l'*Art poétique* de Boileau – chantre d'un idéal classique particulièrement prégnant dans les petits genres comme l'ode: «Chez elle, un *beau désordre* est un effet de l'art» (Martin Vöhler). Par ailleurs, c'est un étonnant phénomène de transfert des modèles sociaux amérindiens – objet d'étude des ethnologues depuis la Renaissance – sur la représentation des peuples et des civilisations de l'Antiquité qui a retenu l'attention. Démarche rigoureusement symétrique de celle qui consiste à appliquer des archéotypes antiques aux réalités culturelles du Nouveau Monde (Alain Schnapp). La dernière section du volume s'attache à examiner la portée et les enjeux de la traduction d'ouvrages érudits relatifs à l'Antiquité classique. A cet égard, un exemple significatif est fourni par la traduction allemande (parue en 1869) de la monographie de Gaston Boissier: *Cicéron et ses amis. Étude sur la société romaine au temps de César*. De fait, le dessein même de l'auteur – la valorisation de la philosophie cicéronienne – se heurta au scepticisme d'un Théodore Mommsen qui, notamment dans le tome III de sa monumentale *Histoire romaine*, avait dénié aux Romains de l'époque républicaine toute propension à l'activité philosophique (Henriette Harich-Schwarzbauer). Du reste, c'est dans le droit fil du propos créateur de l'universitaire français que se situe l'entreprise de réhabilitation de Cicéron comme théoricien de la science politique romaine par les antiquisants italiens de la fin du XIX<sup>e</sup> et du début du XX<sup>e</sup> siècles (Arnaldo Marcone). Enfin

l'accent est mis sur le changement d'échelle intervenu au XIX<sup>e</sup> siècle dans l'évolution des sciences de l'Antiquité: le passage d'une recherche individuelle, solitaire, à une recherche collective fondée sur des échanges épistolaire et des coopérations internationales (Eve Gran-Aymerich).

Au total, on l'aura compris: une synthèse éblouissante, qui permet de mettre en perspective les recherches actuelles et à venir dans le domaine des sciences de l'Antiquité et de comprendre ainsi l'importance de la communauté savante universelle, seule garante d'une approche comparative et objective de la vérité historique.

Yves Lehmann

**Isolde Stark (Hg.): Elisabeth Charlotte Welskopf und die Alte Geschichte in der DDR.** Beiträge der Konferenz vom 21. bis 23. November 2002 in Halle/Saale. Franz Steiner, Stuttgart 2005. 318 S.

Ein eigenartiger Konservativismus prägte die Alte Geschichte in der DDR, so das Urteil des Konstanzer Althistorikers Wolfgang Schuller in seinem Überblick zu den Inhalten der althistorischen Forschung in der DDR. Man beschäftigte sich zwar mehr als in der westdeutschen Althistorie mit wirtschaftlichen Phänomenen (1965 erfolgte die Gründung des Forschungsinstituts für Wirtschaftsgeschichte an der Akademie der Wissenschaften, an dem auch die Alte Geschichte beteiligt war), so vor allem mit der Sklavenwirtschaft. Aber traditionelle humanistische Leitbilder lebten im sozialistisch geprägten Umfeld weiter. Ihrem Fortleben sind wahrscheinlich auch die zahlreichen Übersetzungen antiker Texte in der Bibliothek der Alten Welt für eine nicht mehr humanistisch geschulte Leserschaft geschuldet. Innovative Ansätze indes auf dem Gebiet der Frauen- und Geschlechtergeschichte, der Mentalitäts- und Kulturgeschichte, wie sie im Westen seit den frühen 1980er Jahren griffen, sucht man in althistorischen Werken der DDR vergebens. Selbst auf dem Gebiet der Wirtschaftsgeschichte erstaunt das vergleichsweise modernistische Bild, das in der Tradition von Eduard Meyer von der antiken Wirtschaft gezeichnet wurde; die antimodernistische Sichtweise, die auf den Leipziger Nationalökonom Karl Bücher zurückgeht und über die Rezeption durch Moses I. Finley nach dem Zweiten Weltkrieg wiederbelebt wurde, ist in der Forschung der DDR erst in der Wendezeit rezipiert worden. Ihre prägende Kraft besass die Alte Geschichte auf dem Gebiet der Grossforschung. Auf diesem Gebiet hat Elisabeth Charlotte Welskopf (1901–1979), die erst nach vielfältigen Umwegen zur Alten Geschichte fand und einen Grossteil ihrer Projekte mit Hilfe der Einnahmen aus ihren Jugend- und Kinderbüchern finanzierte, ihre Meriten erworben. Das vierbändige Sammelwerk *Hellenische Poleis* und das dreibändige Werk *Soziale Typenbegriffe im alten Griechenland* gehören zu den Projekten, die sie angeregt und herausgegeben hat. Ihrem Wirken ist der hier anzuseigende Band gewidmet, der zugleich Einblick in die rund 40-jährige Geschichte der Alten Geschichte in der DDR geben will.

Der Band fasst die Beiträge einer Konferenz aus dem Jahre 2002 in Halle zusammen, auf der sich sowohl Wissenschaftler aus der bundesrepublikanischen Altertumswissenschaft als auch aus der ehemaligen DDR zum Austausch versammelt hatten. Die Statements reichen von detailgetreuen Aufarbeitungen des Werdegangs und des Wirkens von Elisabeth Charlotte Welskopf, die Kritik nicht aussparen (Isolde Stark, «Die Alte Geschichte in Berlin (DDR): Zur Bedeutung von E.Ch. Welskopf»), über wohlmeinende, anerkennende Worte über die erbrachten Leistungen (Hans Kloft, «Die Ökonomie als Herausforderung. Beobachtungen zu einer antiken Wirtschaftsgeschichte in der DDR») bis hin zu vehementen Verurteilungen. Welskopfs Werk *Produktionsverhältnisse im alten Orient und in der griechisch-römischen Antike* stellen sich in den Augen Wilfried Nippels «– bei allem Respekt für die mühevollen Sammelergebnisse – als wissenschaftliches Desaster dar» (S. 183). Auch der wissenschaftliche Ertrag ihrer beiden Grossprojekte bleibt in den Augen Kurt Raaflaubs («Die Bedeutung der *Hellenischen Poleis* und der *Sozialen Typenbegriffe* nach dreissig Jahren») mager.

Neben den Beiträgen zu Welskopfs Werk und Wirken am Berliner Zentralinstitut für Alte Geschichte und Archäologie (ZIAGA), dessen Hintergründe merkwürdig unausgeleuchtet bleiben, finden sich auch Einlassungen zu Rigobert Günther (Burkhard Meissner, «Die alte Geschichte an der Karl-Marx-Universität Leipzig: Anmerkungen zum Geschichtsbild Rigobert Günthers») und Heinz Kreissig (Christian Miletta, «Welskopfs Erbe: Heinz Kreissig als Wissenschaftler und Wirtschaftsorganisator der „Mittleren“ DDR»). Eine Schlüsselstellung für die Karriere von Rigobert Günther kommt Franz Altheim zu, der trotz seiner nationalsozialistischen Verstrickungen bis 1949 in Halle lehrte, ehe er an die FU Berlin wechselte. Über ihn hätte man gerne mehr in dem Beitrag von Stefan

Rebenich gelesen, der dem Verhältnis von «Nationalsozialismus und Alte(r) Geschichte. Kontinuität und Diskontinuität in Forschung und Lehre» gewidmet ist. Leider konzentriert sich Rebenich auf bundesrepublikanische Karriereverläufe, auf Hans Schaefer, der bereits 1941/42 von Leipzig nach Heidelberg wechselte und zwar keine rassethetischen Theorien vertrat wie sein Lehrer Helmut Berve, wohl aber konservativen Vorstellungen vom organischen Volkstum verfolgte, und auf Schaefers Schüler Friedrich Vittinghoff, der eine NSDAP-Mitgliedschaft nicht scheute und sowohl im Dritten Reich als auch in der Bundesrepublik mit seinen bevölkerungspolitischen Themen reüssierte.

Die Kritik Raaflaubs an den Grossprojekten Welskops, dass hier eine lenkende Hand gefehlt habe, gilt auch für diesen Sammelband. Selbstberichte von Althistorikern wie Detlef Lotze («Die Alte Geschichte in Jena von 1945 bis 1989») und Hans-Dieter Zimmermann («Das Seminar für Alte Geschichte der Martin-Luther-Universität Halle Wittenberg von 1945 bis 1989») wechseln mit kritischen Analysen westdeutscher Kollegen oder auch nur persönlichen Erinnerungen von Kollegen, Mitarbeitern und Angehörigen ab. Viele Widersprüche harren der Klärung, die Berufungspolitik, Lebensstil – so fällt der Gegensatz zwischen der international breiten Vernetzung und den erstaunlichen Handlungsspielräumen einer Elisabeth Charlotte Welskopf und das Gefühl einer weitgehenden Isolation ins Auge, das Detlev Lotze artikuliert – und das Zusammenspiel von humanistischer Traditionspflege und Marginalisierung der Alten Geschichte betreffen. Es bedarf wohl einer weitergehenden Distanz, um die Geschichte der Alten Geschichte in der DDR schreiben zu können. Aber als Dokument der Zeitzeugenschaft besitzt der Sammelband gewiss seinen Wert.

Beate Wagner-Hasel

**Annali della Scuola Normale Superiore di Pisa.** Classe di Lettere e Filosofia, serie 5, 3/1. Pisa 2011. Aus Anlass des 200-jährigen Bestehens der *Scuola Normale Superiore* di Pisa – an sich eine sehr kurzlebige Episode in napoleonischer Zeit; die eigentliche Gründung erfolgte erst im Jahre 1846 im wieder hergestellten Grossherzogtum Toscana – versammelt dieser Band der *Annali* vor allem eine Reihe von Beiträgen zum Thema: «Il futuro di una tradizione: formazione d'eccellenza nell'Europa contemporanea». Mauro Moretti informiert über die Entwicklung der *Scuola* in Pisa (11–33) und Gilles Pécout über die der École normale supérieure an der *rue d'Ulm* (35–56), die in mancher Beziehung als Vorbild für die Erziehung einer nationalen Elite gedient hat. Lutz Raphael zeigt demgegenüber, dass im föderalistisch gegliederten deutschen Universitätssystem auf anderen Wegen Exzellenz gefördert worden ist (Kaiser-Wilhelm-, Max-Planck-Gesellschaft; Deutsche Forschungsgemeinschaft) (57–69), während in England die alten Universitäten Oxford und Cambridge sich mit der Universität London und einigen anderen zur *Russell Groupe of Elite Universities* zusammenschliessen konnten (Robert Anderson: 71–80). Daniele Menozzi fragt schliesslich nach der Zukunft der *Scuola* im Zeitalter der Massenuniversität, der Finanzknappheit und der Auflösung des bisher nationalen Rahmens des Bildungswesens (81–102).

Unter den fachwissenschaftlichen Beiträgen des Bandes ist für diese Zeitschrift erwähnenswert der Versuch von Federico Russo, in einer leider mehrfach brüchigen Indizienkette die von Plinius d.Ä. (34,26) erwähnte Aufstellung von Statuen des Pythagoras und des Alkibiades auf dem Forum als des weisesten bzw. tapfersten unter den Griechen mit einer antitarentinischen und anti-spartanischen Frontstellung Roms um 300 v.Chr. zu erklären (105–134). Sehr lesenswert ist dagegen die Studie von Ignazio Veca über die Interpretation der ökonomischen Kapitel des Aristoteles in der *Nikomachischen Ethik* und in der Politik durch Karl Polanyi und Sir Moses Finley, die schön deren vorbildliche Zusammenarbeit und wechselseitige Beeinflussung herausarbeitet (205–234).

Jürgen v. Ungern-Sternberg